Johannes Trojan
Aus dem Leben

Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung

Johannes Trojan
Aus dem Leben

Aus dem Leben

Gedichte

von

Johannes Trojan

Berlin
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung
1905

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Inhaltsverzeichnis

Lyrisches, Erzählendes, Beschreibendes und Epigrammatisches

Widmungen, Ansprachen, Festgesänge, Denk- und Trinksprüche, Reden und Episteln in Versen

Lyrisches, Erzählendes, Beschreibendes und Epigrammatisches

Der Lebenstrank

Das Wasser kommt in Sprüngen
Herab aus dem Gestein,
Und muntre Vögel singen
So süße Weisen drein.
Die grünen Wälder rauschen,
Es rauscht die klare Flut;
Komm mit und laß uns lauschen,
Das tut der Seele gut.

Komm in den Wald und weile,
Wo holde Blumen blühn,
Da sendet goldne Pfeile
Die Sonne durch das Grün.
Die wilden Rosen neigen
Hernieder sich zum Quell,
Der Tau auf ihren Zweigen,
Der macht die Augen hell.

Hast du gesucht vergebens,
Was Kummer bannt und Leid?
Es quillt ein Trank des Lebens
In Bergeseinsamkeit.
Der macht mit einem Male
Dich fröhlich und gesund.
Ergreif die volle Schale
Und setz' sie an den Mund!

Bringfriede

Auf einem Friedhof vor der Hauptstadt fand
Ich jüngst ein Grab, auf dessen Stein geschrieben:
„Hier ruht Bringfriede" und ein Name stand,
Der nicht mir im Gedächtnis ist geblieben.

Bringfriede – was spricht dieser Name aus,
Den, bildend ihn, ein Elternpaar erwählte?
Sollt' sie, ein Engel, kommend in das Haus,
Den Frieden bringen, der dem Hause fehlte?

Längst ist ihr Angesicht verhüllt von Nacht,
Nur kurze Lebensfrist war ihr beschieden.
Nicht sagt der Stein, ob Frieden sie gebracht,
Doch sagt er dies: Gefunden hat sie Frieden.

Die einfache Rose

Die Rosen im Garten
Sind reizend zu sehn,
Die vollen und zarten,
Gewiß sind sie schön.

Doch in dem Gefilde
Blühn andere auch.
Ich weiß eine wilde
Am dornigen Strauch.

Zwar einfach nur ist sie,
Doch schadet das nicht,
Der Morgenwind küßt sie
Aufs süße Gesicht.

Ihr singt auf der Heide
Der Vogel sein Lied,
Und jedem kommt Freude
Ins Herz, der sie sieht.

Der alte Schifferfriedhof

Zum alten Schifferfriedhof gern
Lenk' ich den Schritt hin, wenn ich will
Fern sein den Menschen. Unten dort
Am Hang der Düne ist es still.

Da ruhn sie, die zurückgekehrt
Zur Heimat sind von langer Fahrt,
Indes auch mancher auf den Grund
Der wilden See gebettet ward.

Holzkreuze, altersmorsch und grau,
Stehn auf den Gräbern hier und da;
Am Boden liegen manche schon,
Die wildes Grün verbirgt beinah.

Vom Strand her auf die Gräber stieg
Bläuliches Gras und nahm sie ein,
Graugrüner Wermut, Ringelblum
Und Ginster mischten sich darein.

Dazwischen eine Rose blüht,
Nur eine noch. Wohl treue Hand
Hat sie gepflanzt, daß sie so lang
Dem zähen Unkraut widerstand.

Da ruhn sie aus im letzten Port,
Vor Sturm geborgen und vor Weh.
Kühl über sie hinweht der Wind,
Nah ihren Häuptern rauscht die See.

Sie rauscht in ihren Traum hinein,
Bis Gott sie ruft ins Paradies.
So schlafen sie, wie sie's gewohnt
Vom Leben her, und schlafen süß.

Erinnerung

Wir gingen schweigend übers Feld,
Wir gingen Hand in Hand;
Im Frühling war's, als rings die Welt
Voll bunter Blumen stand.

Der Dornbusch weiße Röslein trug,
Gesang scholl allerwärts,
Und unter deinem Herzen schlug
Ein andres kleines Herz.

Am Meeresstrand

Am Meeresstrand
Wächst allerhand,
Das ist nicht zart,
Sondern starr und hart;
Wie hielt' es sonst stand
Dem Wind und den Wellen am Meeresstrand!

Unerwartete Freude

Schön ist es, wenn an einem Ort
Man Freude sucht, sie zu finden dort.
Aber zu finden irgendwo
Sie unerwartet, macht doppelt froh.

Frohe Kunde

Erwacht! Erhebt euch! Also sangen
Die Lerchen schwebend überm Feld;
Da fing es unten an zu prangen,
Und festlich schmückte sich die Welt.

O süße Kunde, die erklungen
Von oben ist in Haus und Herz!
Des Todes Fesseln sind zersprungen,
Und Leben regt sich allerwärts.

Gekommen ist aus Südens Ferne
Der Lenz und weckt ein neues Blühn;
Herunter fallen goldne Sterne,
Zahllose, auf das Wiesengrün.

Bald hat aufs neu Besitz genommen
Das Schwalbenpaar vom alten Nest.
O frohes Fest, sei uns willkommen,
Willkommen Auferstehungsfest!

Die Schwalben an der Fabrik

An dem grauen Fabrikgebäude
Nisten Vögel sich ein, o Freude!
Unterm Dachgesims allenthalben
Haben Nester gebaut die Schwalben;
Und nun fliegen sie hin und wieder,
Schweben aufwärts und tauchen nieder,
Lassen munter ihr Zwitschern schallen
Armen Arbeitern zu Gefallen.
In die Öde der düstern Mauern,
Die nur scheinen bestimmt zum Trauern,
Nur zu Klagen und nur zum Leide,
Bringen Licht sie und Lebensfreude.
Nicht der Rauch nimmt das Frohsein ihnen
Und das Rasseln nicht der Maschinen.
Die von Funken beinah Umsprühten,
Ruhig sitzen sie da und brüten.
Traute Vögel, ihr lieben, guten,
Leichtbeschwingten und wohlgemuten,
Weilt, o weilet, so lang ihr könnet,
Euern Anblick der Armut gönnet;
Und wenn Abschied ihr habt genommen,
O, vergeßt nicht das Wiederkommen!

Mutter

„Mutter!“ schallt es immerfort
Und fast ohne Pause,
„Mutter“ hier und „Mutter“ dort
In dem ganzen Hause.

Überall zugleich zu sein
Ist ihr nicht gegeben,
Sonst wohl hätte sie, ich mein',
Ein bequemer Leben.

Jedes ruft und auf der Stell'
Will sein Recht es kriegen,
Und sie kann doch nicht so schnell
Wie die Schwalbe fliegen.

Ich fürwahr bewundre sie,
Daß sie noch kann lachen.
Was allein hat sie für Müh',
Alle satt zu machen.

Kann nicht einen Augenblick
Ruhe sich erlauben,
Und das hält sie gar für Glück –
Sollte man das glauben?

Zum neuen Jahr

Es steht im winterstarren Wald
Ein Baum mit schlichtem Nadelgrün,
Der spricht: „Harr' aus, es werden bald
Die Veilchen wieder unten blühn."

Ein Vogelstimmchen klingt zu dir
Hernieder vom beschneiten Ast,
Das spricht: „Bald singen andre hier,
Die jetzt beim Süden sind zu Gast."

Vom Froste nicht gebändigt springt
Talab ein Bach mit klarer Flut;
Es kommt das Reh zu ihm und trinkt,
Dir aber rauscht ins Herz er Mut.

Es blickt ein kleines Angesicht
Bekränzt von Locken zu dir auf;
Ihm widerstehen kannst du nicht,
Sein Blick hellt trüben Himmel auf.

Ein Arm umschlingt dich liebevoll,
Und freundlich zu dir spricht ein Mund;
Da weichen Kummer, Gram und Groll,
Und neue Freude wird dir kund.

Am Himmel steht ein heller Stern,
Der winkt geheimnisvoll dir zu
Und sagt zu dir – du hörst es gern:
„Ich zeig' den Weg dir, folge du!"

So vieles ist, was Trost dir bringt,
Für dich zu hören und zu sehn;
Kein Wunder ist's, wenn dir's gelingt,
Getrost ins neue Jahr zu gehn.

Es bringt wohl, wie es immer war,
Dir manche Freud' und manchen Schmerz;
Du aber trag' ins neue Jahr
Ein standhaft und ein dankbar Herz.

Maßlieb im Winter

Januar 1902

Was ist das für ein Winter nur!
Kein Schnee, kein Eis auf weiter Flur;
Auf grünem Grund sind ausgestreut
Maßlieb wie um die Sommerszeit.

Ihr kleinen Blumen anmutreich,
Bescheiden ihr und schön zugleich,
Wie freundlich blickt ihr aus dem Grün,
Die ihr so zart seid und so kühn!

Mich wundert's, daß ihr nicht seid bang,
Noch dauert ja die Nacht so lang,
So spät erst kommt der Tag herauf,
Und keine Lerche singt: Wacht auf!

Ach, wie so selten kommt einmal
Vom Himmelszelt ein Sonnenstrahl!
Ob euch die Sonne noch nicht sah?
Sie weiß wohl nicht, daß ihr schon da.

So sorglos schaut ihr in die Welt,
Als wär' es alles wohlbestellt,
Und doch vielleicht mit raschem Schritt
Kommt einer bald, der euch zertritt.

O Winter, wenn du aus dem Ost
Noch bringen willst den bittern Frost,
Nimm mir in acht die Maßlieb du,
Deck' erst mit weichem Schnee sie zu!

Auf dein Wohl!

Auf dein Wohl im neuen Jahr!
Bring' es dir in Schaumwein dar,
Daß es stets dir gut ergeh',
Bis geschmolzen ist der Schnee,
Bis der Schnee Platz macht dem Grün,
Aus dem Grün die Rosen blühn.
Auf dein Wohl!

Rosenzeit geht schnell vorbei,
Glück und Liebe bleib' dir treu!
Sind verblüht die Rosen auch,
Früchte tragen Baum und Strauch,
Goldne Ähren bringt die Saat,
In der Brust reift gute Tat.
Auf dein Wohl!

Frohen Sinns geh durch die Welt,
Bis des Sommers Reiz zerfällt,
Bis davon die Vöglein ziehn
Und die Tanne nur bleibt grün;
Auf dein Wohl, daß gut dir's geh',
Bis aufs neue fällt der Schnee!
Auf dein Wohl!

Sollt' dir noch zu dieser Frist
Fehlen, was das Beste ist,
Werd' es dir im neuen Jahr,
Schön geziert mit goldnem Haar,
Blauen Augen, rotem Mund,
Frisch von Herzen und gesund.
Auf dein Wohl!

Über dir ein guter Stern
Halt' dir Sorg' und Kummer fern!
Trifft dich doch ein Leid, steh' fest,
Bis es weicht und von dir läßt.
Fester Mut und starke Treu
Schaffen Glück und Freude neu.
Auf dein Wohl!

Dieses Glas bring' ich dir dar
Auf dein Wohl im neuen Jahr,
Daß es gut geh' mir und dir
Und uns allen für und für,
Daß uns segne Gottes Hand,
Friede bleib' im Vaterland.
Auf dein Wohl!

Die Birke

Birke mit dem weißen Stamme,
Wie dein Anblick mich entzückt,
Wenn du dich, du Wundersame,
Mit dem ersten Grün geschmückt!
Wenn die Vöglein aus der Ferne
Sind zurückgekehrt zum Nest,
Unter dir viel bunte Sterne
Neuer Lenz erblühen läßt.

Birke, du anmutig Schlanke
Mit dem lieblich wehnden Haar,
Stets mit Freude und mit Danke
Nimmt dich Wandrers Auge wahr.
Weißt dich immer hübsch zu kleiden,
Einem schmucken Mägdlein gleich,
Sommers Nahn und Sommers Scheiden
Wird durch dich an Reizen reich.

Birke, in des Herbstes Tagen
O wie bist du schön und hold!
Dann als Schmuck seh' ich dich tragen
Blättchen aus dem reinsten Gold.
Also prangst du an den Wegen,
Bis der Frost dich hat entlaubt;
Nieder fällt ein goldner Regen,
Wenn ein Lüftlein wiegt dein Haupt.

Warum denn nicht?

Es gibt ein Wort „Warum denn nicht?"
Ich weiß nicht, wer zu uns es spricht;
Es geht bis in des Herzens Grund
Und klingt als wie von Kindermund.

Wenn du schon ganz zufrieden bist,
Meinst, daß in Ordnung alles ist,
Gestört wird deine Zuversicht
Auf einmal durch „Warum denn nicht?"

Gut ist's am End', man hört darauf,
Es hört doch nicht zu fragen auf
Das Stimmlein, das so mahnend spricht:
„Warum denn nicht? Warum denn nicht?"

Der Garten im Schnee

Wie liegt der Garten schön im Schnee!
Die Beete deckt zartweiße Hülle,
O welch ein Friede, welche Stille
Ist überall, wohin ich seh'!
Kein Laut erschallt in Fern' und Näh'.

Doch unterm Schnee viel Keime läßt
Im Schlafe ruhn des Winters Schweigen,
Der Strauch trägt Knospen auf den Zweigen,
Auf holde Gäste harrt ein Nest,
Die kommen, wenn mild weht der West.

Und schon in meinem Herzen seh'
Mit Blumen ich die Beete prangen,
Der Schnee des Winters ist vergangen
Und Vogellied schallt aus der Höh'.
Wie liegt der Garten schön im Schnee!

Vertröstung

Nicht bleibt vergeblich rechtes Mühn,
Ist dir's auch oft so erschienen;
Ob Blumen noch so verborgen blühn,
Sie werden gefunden von Bienen.

Bodenwirkung

Auf fettem Boden hat allerhand
Üppiges Krautwerk seinen Stand;
Auf magerer Heide und Felsgestein
Erblüht, was zierlich ist und fein.

Der Willkommstrunk

Was kann auf seinen Wegen
Den Wandrer mehr erfreun,
Als daß ihm wird entgegen
Gebracht ein Glas voll Wein?

Ich kann mir gar nicht denken
Ein besser Gastgeschenk,
Als einem einzuschenken
Von edelem Getränk.

Wie wird so gern vernommen
Der Gruß mit vollem Glas!
Kein schöneres Willkommen
Gibt's auf der Welt als das.

Ich hab' in fremden Landen
Gar schmerzlich dies vermißt
Da, wo kein Wein vorhanden,
Nichts einzuschenken ist.

Wie freut's auch mich, zu bringen
Ein Glas dem lieben Gast,
Drauf mit ihm anzuklingen
Auf herzensfrohe Rast.

Ich könnte viel entbehren,
Glaubt's nur, für mich allein,
Doch einen Gast zu ehren,
Notwendig brauch' ich Wein.

Den mögen stets wir haben,
So lang' auf Erden wir,
Um jedermann zu laben,
Der kommt an unsre Tür.

Darauf, ein alter Zecher,
Füll' ich mein Glas aufs neu':
Es gilt dem Willkommsbecher,
Den darbringt deutsche Treu.

Die arme Braut

Sie ist nicht wie ein Fürstenkind,
Das stolz auf andre schaut;
Gar viele gibt's, die reicher sind,
Sie ist eine arme Braut.

Sie ist so einfach und so schlicht,
Weckt nicht der andern Neid,
In Sammet und Seide geht sie nicht,
Sie trägt ein bescheiden Kleid.

Kostbar Geschmeide ist nicht an ihr,
Kein glänzender Schmuck zu sehn;
Maßliebchen sind ihre schönste Zier,
Wie auf der Trift sie stehn.

Aus Dichters Munde nicht erklingt
Zu ihrem Preis ein Lied,
Ihr gilt nur, was die Lerche singt
Hoch über Feld und Ried.

Doch steht sie da so wundersam,
Still lächelnd und beglückt;
Der Frühling ist ihr Bräutigam,
Der hat sie so hold geschmückt.

Der Grabkranz

D rch eine Friedhofs-Pforte tritt ein Mann,
Und einen Kranz hält er in seinen Händen,
Von schönen Blumen einen vollen Kranz.
Ein Weilchen zwischen Gräberreihen geht
Umher er suchend, dann vor einem Hügel,
Den schlichtes Grün bekleidet, bleibt er stehn.
Schon will den Kranz er legen auf das Grab,
Da hält er inne. Still steht er und lauscht,
Denn eine sanfte Stimme hört er sagen:

„O lege nicht den Kranz mir auf mein Grab!
Was sollen so kostbare Blumen mir?
Auch ist so schwer er, drücken möcht' er mich.
Ach, weißt du noch, wie ich einmal dich bat,
An einem Tag von meiner Lagerstatt,
Und sprach zu dir: ‚Jetzt ist es Frühling wieder —
So gern einmal möcht' ich die Blumen sehn,
Wie jetzt sie draußen blühen auf den Wiesen,
Hol' ein paar Blumen mir von draußen her!'
Du aber sprachst: ‚Ich habe keine Zeit.'"
Die Stimme sagt's, dann wird es wieder still.
Noch steht der Mann bewegungslos und lauscht,
Als müßte noch dahinter etwas kommen,
Nichts aber kommt, und alles um ihn schweigt.
Da wendet er sich um mit seinem Kranz
Und geht, und als ein Stücklein er gegangen,
Sieht in der Gräber Reihen er ein Grab,
Das ungepflegt und überwachsen ist
Von wildem Kraut; darauf legt er den Kranz,
Und leise schleicht vom Friedhof er sich fort.

Die zertretene Rose

Es liegt eine Rose von lieblichster Art,
Eine Ros' auf der Straße im Staub.
Was ist ihr geschehen, o sagt mir, wie ward
Sie so dem Verderben zum Raub?

Verlor sie vielleicht, der sie eben gepflückt,
Weil genug nicht er gab auf sie acht?
Er hätte vielleicht sich sonst niedergebückt
Und hätt' in sein Haus sie gebracht.

Oder warf, der sie trug, auf dem Wege sie fort,
Weil nicht mehr er ihrer begehrt?
Sie war ihm vielleicht in der Hand schon verdorrt
Und schien des Behaltens nicht wert.

Nun liegt auf dem Weg sie — wer achtet darauf,
Wer trägt ihr noch Liebes im Sinn?
Es hebt keine Hand von der Straße sie auf,
Und die Füße, die gehn drüber hin.

Und doch war noch eben nichts Holdres zu sehn,
Als sie glänzte hervor aus dem Laub.
Wie war sie so reizend, wie war sie so schön!
Und nun liegt sie zertreten im Staub.

Für arme Kinder

Fort nahm der Herbst der Blumen Zier,
Ihr Laub verloren Baum und Strauch;
Die Futter streut den Vögeln ihr,
Gedenkt der armen Kinder auch.

Der Winter führt mit sich die Not,
Die an der Armut Türen pocht,
Manch einer Mutter fehlt's an Brot,
Das nicht zu schaffen sie vermocht.

O die ihr kennt den Mangel nicht,
Denkt, wie es schmerzen muß, zu sehn
Ratlos in bittendes Gesicht,
In dem zwei große Augen stehn.

Seht eure eigenen Kinder an,
Von denen keins je Hunger litt!
Die bitten, kommt die Zeit heran
Des Essens, für die fremden mit.

Und ebenso stumm und beredt
Auch sagen sie für andre Dank,
Wenn ihr sie fröhlich um euch seht
Satt und erquickt durch Speis' und Trank.

Was für ein Dank wohl mehr erfreut
Von allem, was da Dankens Brauch?
Die ihr den Vöglein Futter streut,
Gedenkt der armen Kinder auch!

Nestfriede

Es kann nur wenig taugen,
Unleugbar steht es fest,
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehn in ein Nest.
Das will sich nicht gehören
Und tut einmal nicht gut;
Sie schrecken und sie stören
Die Alten und die Brut.

Es hebt sich ja im Neste
Einmal ein kleiner Streit;
Es gibt nicht immer Feste,
Nicht immer gute Zeit.
Es drängen einmal Sorgen,
Es fehlt einmal der Mut;
Bleibt das im Nest verborgen,
Wird alles wieder gut.

Drum, wem ein Nest beschieden,
In dem es ihm gefällt,
Der hüte seinen Frieden
Und wahr' es vor der Welt.
Denn nimmer kann es taugen,
Unleugbar steht es fest,
Daß ein paar fremde Augen
Hineinsehn in ein Nest.

Mädchenlachen

Es sind in einer Laube
Beisammen ihrer zwei,
Zwei Mädel, wie ich glaube,
Sonst keiner ist dabei.
Ich weiß nicht, was sie machen,
Doch sind sie wohlgemut;
Ich höre, wie sie lachen,
Das Lachen tut mir gut.

Wovon sie sprechen, leider
Kann ich das nicht verstehn,
Doch wird die Rede beider
Auf Wicht'ges wohl nicht gehn.
Es sind unschuld'ge Sachen,
Das merk' ich auf der Stell';
Wie klänge sonst ihr Lachen
So fröhlich und so hell!

Kann etwas hübscher klingen
Als solches Lachen? Nein!
Wie kleiner Vögel Singen
Schallt mir's ins Herz hinein.
Was soll ich dabei machen?
Ich hemme meinen Schritt
Und freu' mich an dem Lachen
Und lach' im Herzen mit.

Größe der Welt

Wie ist bei hellem Sonnenschein
Die Welt doch so eng umgrenzt und klein!
Die dunkle Nacht erst mit ihren Sternen
Erschließt dem Blick des Himmels Fernen.

Ein Glückwunsch

Zu dir komme das Glück gegangen
Mit goldnen Locken, rosigen Wangen,
Mit blauen Augen hell und klar.
Sollt' es anders dir besser taugen,
Komm' es zu dir mit braunen Augen
Und mit dunkelem Lockenhaar.

Die besseren Tage

Was war's für eine Weise,
Die mich so sehr erbaut?
Zuerst erklang sie leise,
Dann aber hell und laut.
Sie kam von einem Gaste,
Der saß bei dürft'gem Mahl;
Sie klang herab vom Aste
Des Baumes, der noch kahl.

Dies Lied, es sollt' bekunden,
Was Großes ist vollbracht:
Der Tod ist überwunden,
Besiegt mit ihm die Nacht.
Gebrochen ist das Schweigen,
Gelöst der starre Bann,
Nun stimmt auf allen Zweigen
Die frohen Lieder an!

Was füllt so mit Vertrauen
Des Vogels kleine Brust,
Da wenig erst zu schauen
Von Lenz und Lenzeslust?
In Sturm auch und in Regen
Und wenn es friert und schneit,
Fühlt er: Es geht entgegen
Der wonnevollsten Zeit.

Kaum aus der Todesstille
Erwacht ist die Natur,
Schon sprengen ihre Hülle
Die Knospen auf der Flur.
Lenzblumen all, die holden,
Entschleiern ihr Gesicht:
Wie wunderbar, wie golden,
Wie lieblich ist das Licht!

Und wenn's auch in die Augen
Mitunter ihnen schneit,

Mag's ihnen auch nicht taugen,
Ist's doch kein großes Leid.
Ein Lied doch ist erklungen,
Daß nun es Frühling wird;
Noch nie hat, der's gesungen,
Der Vogel, sich geirrt.

O Menschenherz, du banges,
Bedrückt durch manche Last,
Ob auch ein winterlanges
Leid du getragen hast,
Wenn Vogel nun und Blüte
So froh ins Leben schaun,
Willst du nicht auch der Güte,
Die sie beglückt, vertraun?

Dir müßte doch erklingen
Erst recht das Lied so schön,
Das Blühn dir Freude bringen
Im Tal und auf den Höhn.
O laß auch dir bekunden:
Vorbei ist alle Not,
Die Nacht ist überwunden,
Besiegt mit ihr der Tod.

Die rauhe Hand

Rauhe Hand soll keiner schelten,
Denn mit Müh' gewinnt sie Brot;
Dreifach fängt sie an zu gelten,
Wenn die Stunde naht der Not.

Rauher Hand magst du vertrauen
Ohne Furcht ein kostbar Pfand,
Sicher ruht in einer rauhen
Eine weiche, glatte Hand.

Rauhe Hand versteht zu hüten,
Wo verlangt wird treue Hut;
Wär's auch nur ein Strauß von Blüten,
Was sie hält, das hält sie gut.

Rauhe Hand ist gut, zu führen
Scharfe Wehr für Herd und Land,
Und wie zart weiß zu berühren,
Sanft zu streicheln rauhe Hand!

Frühling

Daß von uns der Winter scheide,
Wohl noch weiß ich, wer's verriet:
Amsel, du in schwarzem Kleide,
Sangst das erste Frühlingslied.

Aus dem Schnee, dem kalten, schwangest
Du dich auf zum kahlen Baum;
Wen'ge glaubten, was du sangest,
Und es schien ein schöner Traum.

Aber hier und da vernommen
Ward die Botschaft, und geglaubt
Ward es, daß der Lenz gekommen,
Eh' sich noch der Wald belaubt.
Bald aus kühler Luft hernieder
Scholl der Lerchen Jubel auch,
Und dann klangen tausend Lieder
Überall von Baum und Strauch.

Sagt, wer hat zurückgerufen
Aus der Fern' die Sänger all,
Die uns einstmals Freude schufen
Durch der Kehlen süßen Schall?
Wem, zur Heimkehr sie zu mahnen,
War das rechte Wort bewußt?
Ach, ein Sehnen wohl und Ahnen
Regte sich in ihrer Brust.

Und sie kamen, aufzuwecken
Aus dem Schlaf, was zart und hold,
Blühnder Schnee glänzt in den Hecken,
Auf den Wiesen blühndes Gold,
Junges Grün sproßt an den Zweigen,
Ersten Rösleins Knospe springt,

Denn vorüber ist das Schweigen,
Feld und Wald und Heide klingt.

Herz, dem Lenz dich zu verschließen,
Ganz umsonst wär' all dein Mühn.
Öffne dich, es zu genießen,
Dieses Klingen, dieses Blühn!
In dem Blühn und in dem Klingen
Löst sich leise Freud' und Schmerz.
Frühling kommt, so viel zu bringen,
Sollt' er dir nichts bringen, Herz?

Auf dem Rückwege

Auf der Wanderschaft beim Vorübergehn
Sah ich am Weg eine Blume stehn,
Die glänzte köstlich im Morgenlicht —
'Jetzt,' sprach zu mir ich, 'brech' ich sie nicht.
Wenn ich sie forttrüg' in meiner Hand,
Sie würde welk wohl im Sonnenbrand.
Am Abend komm' ich den Weg zurück,
Dann wird es Zeit sein, daß ich sie pflück.'
Und weiter ging's über Berg und Tal,
Und glühend traf mich des Mittags Strahl.

Ich kam zurück, als die Sonne sank,
Den fallenden Tau schon die Wiese trank.

Und an der Stelle blieb still ich stehn,
Wo ich die Blum' in der Früh' gesehn.
Hier ist's gewiß doch, wo ich sie sah,
Im Morgenschimmer noch stand sie da.
Sie stand doch hier an demselben Ort,
Und ist verschwunden nun und ist fort.

Noch such' und such' ich im Abendlicht,
Bald ist es Nacht, und ich find' sie nicht.

Der Jung' auf der See

Spät ist's im Herbst und dunkle Nacht,
Da ist die Mutter aufgewacht.
Sie hört den Wind, der draußen weht,
Wie um das Haus er heulend geht –
  Und ihr Jung' ist auf der See!

In dunkler Nacht auf wilder See,
Kein Stern glänzt nieder aus der Höh'.
Wie da wohl hoch die Wogen gehn!
So bald ist's um ein Schiff geschehn –
  Und der Jung ist auf der See!

Ach Mutter, sorg' dich nicht so sehr!
Wie wild auch Wind und Wasser wär',
Wir stehn doch in derselben Hand,
Die fest uns hält, uns auf dem Land
Und den Jungen auf der See!

In der Dorfkirche

Rings um das Kirchlein wie der Wellenschlag
Des Meeres rauscht der arbeitsvolle Tag.
Des Lebens Mühsal, die nicht rasten will,
Regt draußen sich — im Kirchlein ist es still.

So still ist nicht der herbstlich fahle Wald,
Den selten nur ein Vogelruf durchschallt,
So still ist nicht der See, wenn seine Flut
Verschlafen daliegt in des Mittags Glut.

Welch friedlich Schweigen! Lauschend blickt hinein
Durch hohe Fenster milder Sonnenschein.
Halt an, o Wandrer, der du kommst durchs Land
Mit müden Füßen über Stein und Sand.

Von deinen Schultern wirf die schwere Last,
Die mühsam du hierher getragen hast,
Leis' durch die Schläfer, welche draußen ruhn,
Geh hin und streif den Staub von deinen Schuhn.

Stell' an die Mauer deinen Stab und tritt
In Gottes Haus ein mit gedämpftem Schritt.
Hier ist es still. Es löst sich Freud' und Schmerz
In heil'gem Schauer, Fried' umfängt das Herz.

Rauhfrost

Im schimmernden Geschmeide
Wie ist der Wald so schön!
Kaum ist im Frühlingskleide
Er schöner anzusehn.

Da kommt mit ihrem Scheine
Die Sonne hell und klar
Und nimmt die Edelsteine
Leis' aus der Bäume Haar.

Sie spricht: „Das hat der Winter
Verfertigt in der Nacht,
Doch ist nicht viel dahinter
Bei aller seiner Pracht.

Sie schmilzt, wenn ich nur glänze
Einmal und sie beseh'.
So rasch vergeht im Lenze
Doch nicht der Blütenschnee!"

Auf ein Viertelstündchen

Am Morgen war's, ich verließ das Haus
Und ging auf ein Viertelstündchen aus.

Froh schritt ich durch die betaute Saat,
Durch die zum Walde hin führt ein Pfad.

Zum Walde kam ich, der lud mich ein,
In seinen Schatten taucht' ich hinein.

Bald neben mir lief ein kleiner Bach,
So freundlich plaudernd – ich ging ihm nach.

Ein Vogel flog rufend her vor mir,
Der lockte tief mich ins Waldrevier.

In Waldesschoß eine Blume stand,
Nie eine schönre brach meine Hand.

Und in der dämmrigen Einsamkeit
Ging hin, ich wußte nicht wie, die Zeit.

Ungern ich dacht' ans Nachhausegehn,
Und endlich mußte es doch geschehn.

Auf ein Viertelstündchen nur ging ich aus,
Kam nach fünf Stunden zurück ins Haus.

Dank, schattiger Wald, dir für den Gang,
Dir Bach und Vogel, dir sag' ich Dank.

Das Beste

Etwas Bess'res gibt's auf Erden nicht
Als ein fröhliches Menschenangesicht.
Das mögest du alle Tage sehn,
Frühmorgens und vor dem Schlafengehn;
Und wo du weilst und wohin du ziehst.
Und wenn du in einen Spiegel siehst.

Licht und Wärme

Liegt der Schnee draußen auf der Schwelle,
Sei drinnen Wärme doch und Helle.
Was kann mehr Licht und Wärme spenden
Als gütiges Herz bei milden Händen.

Lebenstrost

Trüben Tag uns hell zu machen,
O wie leicht es dir gelingt,
Kindermund, mit deinem Lachen,
Das wie Vogelstimmchen klingt.

Was kann besser dazu taugen,
Frieden in die Brust zu sä'n,
Als ein Blick in Kindesaugen,
Die wie Sterne glänzend stehn.

Was uns kleine Hände bieten,
Wie beglückt es und erfreut,
Sind es auch nur bunte Blüten,
Die der Frühling niederstreut.

Ach, es bringt soviel das Leben
Uns an bittrem Leid und Schmerz,
Doch auch vielen Trost zu geben
Hat für uns ein kleines Herz.

Die Ostsee

Dich hab' ich gern und bleib' dir treu,
Mein teures heimatliches Meer;
Wie schön das Meer des Südens sei,
Doch geb' ich dich dafür nicht her.

Mein Herz geht auf, wenn ich dich schau'
Daliegend in der Sonne Licht.
Ein tieferes, ein schönres Blau
Hat auch die Flut des Südens nicht.

Und wenn der Sturm die Wolken jagt
Hin über die bewegte See,
Auf einem Grunde von Smaragd
Glänzt dann der Wellenkämme Schnee.

Wie macht den Strand der Frühling schön,
Wenn er erweckt die Veilchen hold
Und ausstreut auf begrünte Höhn
Der Schlüsselblumen lautres Gold.

Zum Meer hin zieht ein klarer Bach,
Da liegt das Dörfchen still und traut,
Wo an des Fischerhauses Dach
Ihr liebes Nest die Schwalbe baut.

Ins Gärtchen gern blick' ich hinein,
Wo Ringelblum' zu finden ist,
Und froh erblühn im Sonnenschein
Die Rosen, die der Seewind küßt.

Nie sieht mein Aug' an dir sich satt,
Mein teures heimatliches Meer!
Was auch an Reiz der Süden hat,
Doch geb' ich dich dafür nicht her.

Drei Schwestern

Es stehn drei Schwestern
Auf weiter Heide
Sommers und Winters
Im grünen Kleide,
Das nicht gewebt ist
Von Menschenhand.
Wer kann mir sagen,
Wie sie genannt?

Die auf der Heide
In grünem Kleide
Sind, die drei Schwestern,
Mir wohl bekannt;
Die Jungfer Tanne,
Die Jungfer Fichte,
Die Jungfer Kiefer
Sind sie genannt.

Frühling im Herzen

Es trägt der Baum, wenn's friert und schneit,
Knospen schon für die Frühlingszeit.
So sollst auch du in Wintertagen
Schon den Frühling im Herzen tragen.

Die Biene in der Großstadt

Wie kommt das Bienchen, sagt mir nur,
Hier mitten in die Stadt,
Da es doch draußen auf der Flur
So viel des Guten hat?

Wer hat's dem Bienchen nur gesagt,
Daß hier auch etwas blüht?
Es hat sich wohl herumgefragt
Und dann sich herbemüht.

Als ob es hier zu Hause wär',
Als wär's sein Eigentum,
Vor unserm Fenster schwebt's umher
Und nascht von unsrer Blum'.

O Bienlein, nur so wenig kann
Dir bieten unser Haus;
Das Wen'ge doch nimm freundlich an
Und ruh bei uns dich aus!

Aus zartem Kelch laß munden dir
Den süßen Honigtrank,
Und fliegst du, Bienlein, fort von hier,
Nimm mit dir unsern Dank!

Wohl uns, daß du tief in die Stadt
Den Weg gefunden hast!
Und wenn's dir hier gefallen hat,
Komm wieder, trauter Gast!

Die gute Zeit

Es war doch eine gute Zeit,
Als manchmal sich zu mir verirrt
Ins Zimmer eine Kleinigkeit,
Wie sie geschenkt den Kindern wird.

Merkwürdig war es wirklich doch
Und lustig, was sich bei mir fand,
Als zwischen meinen Büchern noch
Manchmal ein hölzern Schäfchen stand;

Als, wenn ich heimkam, dann und wann
Gemütlich eine Puppe saß
Auf meinem Sofa – denkt nur an! –
Und mich mit großen Augen maß;

Als noch auf meinem Tisch sogar
Mitunter – wie nur ging das zu? –
Ein kleiner Strumpf zu finden war,
Mitunter auch ein kleiner Schuh.

Beim Schreiben ward ich oft gestört
Durch kleiner Wesen Übermut,
Wenn ich ihr hell Geschrei gehört,
Und dennoch, mein' ich, klang es gut.

Was klein war, ist emporgediehn,
Und jene Tage liegen weit.
Als noch die kleinen Stimmen schrien,
Das war doch eine gute Zeit.

Arme Blum' im Tal!

Arme Blum' im Tal,
Die vom Sonnenstrahl
Kaum beachtet ist,
Wie so lieb du bist,
Wie so hold und schön
Und mußt bald vergehn,
Arme Blum', arme Blum' im Tal!

Arme Blum' im Tal,
Wenn er käm' einmal,
Der dich fänd' und pflückt',
Wär' er hochbeglückt;
Doch versteckt im Grün
Mußt du still verblühn,
Arme Blum', arme Blum' im Tal!

Das Gold

Ich liebe, was von Golde,
Und schätze hoch das Gold;
Einer goldnen Blütendolde
Bin ich besonders hold.

Ich preise das Gold der Ähren,
Das von dem Felde winkt,
Und möchte nicht entbehren
Den Wein, der goldig blinkt.

Auch Locken gibt's, die glänzen
Wie Gold im Sonnenlicht,
Wenn lieblich sie umkränzen
Ein kleines Angesicht.

Dies Gold scheint doch entschieden
Das beste mir zu sein,
Froh bin ich und zufrieden,
Weil etwas davon mein.

Einsamkeit

Suchst du Einsamkeit
Und liegt dir Heide und Wald zu weit,
Magst du sie suchen im Gedränge,
In der wogenden Menschenmenge.

Der richtige Platz

Alles – das ist ein richt'ger Satz —
Hab' im Haus seinen festen Platz,
Daß man es weiß zu jeder Frist,
Wo etwas Nöt'ges zu finden ist.
So seien die Schlüssel aller Art
Stets am bestimmten Platz verwahrt:
Der Weinschrankschlüssel, wo Trinken Brauch,
Wo Geld ist, der Schlüssel zum Geldschrank auch.
Dann muß man wissen — auch das ist gut —,
Wo aufzufinden Rock, Stock und Hut,
Und endlich auch muß auf alle Fälle
Das Herz sein auf der rechten Stelle.

Der dumme Junge

Was macht er nur für Faxen,
Der dumme Jung', der Tropf:
Er hält nicht ein mit Wachsen
Und wächst uns übern Kopf.

Stark ist er auch, im Ringen
Da steht ihm keiner, nein!
Was andre sonst nicht zwingen,
Das schlägt er kurz und klein.

Es kommen schon Beschwerden,
Daß er zu arg es treibt.
Was soll nur, frag' ich, werden
Aus ihm, wenn er so bleibt?

Dann sag' ich mir zuweilen,
Daß es so schlimm nicht sei:
Wenn sie die Welt verteilen,
Ist er gewiß dabei.

Dann sind wir wohlgeborgen
Und haben es nicht knapp.
Er wird schon für uns sorgen,
Denn gern gibt er was ab.

Ostern

Von oben klingt hernieder
Ein wundersüßer Laut,
Das ist die Lerche wieder.
Die sich ihr Nestlein baut.
Zum Himmelszelt, dem blauen,
Schwebt singend sie hinauf,
Sinkt nieder, froh vom Schauen,
Und schwingt sich wieder auf.

So hell die Glocken klingen
Zum Auferstehungsfest,

Noch heller tönt das Singen
Der Lerche überm Nest.
Es kann nicht säumen lange,
Wen solcher Wohllaut traf;
Sie weckt mit ihrem Sange
Die Blumen aus dem Schlaf.

Schon geht ein wonnig Grüßen
Des Frühlings durch die Welt,
Er macht mit leichten Füßen
Den Gang schon übers Feld.
Bald wird er goldne Sterne
Ausstreuen auf das Grün,
Bald wird in Näh' und Ferne
Es lieblich wieder blühn.

Es ist dem Bach gelungen,
Vom Frost sich zu befrei'n,
Nun kommt er froh gesprungen
Durch Wiesen und durch Hain.
Zu ihm sich nieder neigen
Die Bäume wohlgemut;
Es spiegeln sich an Zweigen
Smaragde in der Flut.

O Herz, bedrückt von Leide,
Macht dich der Frühling bang?
Hörst über Feld und Heide
Nicht gern du den Gesang?

Gedenkend vieler Toten
Fliehst du hinein ins Haus,
Doch Boten schickt auf Boten
Der Frühling nach dir aus.

Zuletzt mit Blütenglocken
Geschmückt naht dir ein Kind,
Um dich dahin zu locken,
Wo frohe Menschen sind.
So stark sind seine Hände,
Daß es nicht los dich läßt;
So feierst du am Ende
Ein fröhliches Osterfest.

Rote Wangen

Was machst du für ein sauer Gesicht,
Du Bauersfrau vor der Türe?
Dich drückt doch solch ein Kummer nicht,
Daß dir zu klagen gebühre.
Hast doch, was eine nur haben kann,
Und solltest nicht mehr verlangen:
Du hast dein Haus, hast deinen Mann
Und Kinder mit roten Wangen.

Bist zwar nicht reich, hast doch genug,
Kannst ruhig, was kommt, erwarten.

Noch immer gelangt hat's, was dir trug
Das Ackerfeld und der Garten.
Auch künftig langt's, es braucht vor Not,
Vor Mangel dir nicht zu bangen.
Hast deine Arbeit und dein Brot
Und Kinder mit roten Wangen.

Es gibt doch in des Tages Lauf
Nicht Arbeit allein und Mühen,
Es springen auch dir doch Rosen auf,
Wie nirgend sie schöner blühen.
Du siehst dich selber durch Gottes Huld
In Kraft und Gesundheit prangen
Und hast auf der Seele keine Schuld
Und Kinder mit roten Wangen.

Vögel und Künstler

Für die Vögel sorgt der Himmel,
Wenn der Winter in das Land kommt:
Viele schickt er nach dem Süden,
Andern, die zu Hause bleiben,
Läßt er dichte Federn wachsen.
Speisekammern legt er heimlich
Für sie an in Feld und Wald.

Künstler sind wie Vögel sorglos,
Denken nicht daran zu sparen,
Für die schlimme Zeit zu sammeln —
Und für sie nicht sorgst du, Himmel,
Daß sie nicht im Winter frieren,
Ihnen nicht es fehlt an Brot?

Hör', der Himmel spricht dawider:
Für die Vögel muß ich sorgen,
Weil ihr Menschen, um zu tun das,
Viel zu ungeschickt und arm seid —
Für die Künstler sorget selber!
Nicht so viele wie die Vögel
Sind's und leichter zu ernähren.
Hab' ich nicht, für sie zu sorgen,
An dem Schönen euch die Freude
Und ein Herz, das Dank empfindet,
Nicht euch in die Brust gelegt?

Blumen im Garten

Wer Blumen hat im Garten,
Die lieblich sind zu schaun,
Muß ihrer treulich warten.
Wer Blumen hat im Garten,
Darf nicht jedwedem traun.

Es gibt so viele Knaben,
Die wollen, wenn sie schaun
Die Blumen, gleich sie haben.
Es gibt so viele Knaben
Da draußen, blond und braun.

Die stiegen in den Garten
Am liebsten übern Zaun,
Zu brechen sich die Zarten.
Wer Blumen hat im Garten,
Darf nicht jedwedem traun.

Mein Rosenstrauch

Ich nenn' ihn meinen Rosenstrauch,
Den im Vorübergehn
Umweht von milder Lüfte Hauch
Ich darf mit Freude sehn.

Er steht vor mir im Morgentau,
Nicht schöner könnt' er sein;
Und weil ich ihn so gerne schau',
Drum sag' ich: er ist mein.

Was ist denn unser auf der Welt?
Wir nennen unser heut,
Was morgen schon vielleicht zerfällt,
Verweht wird und zerstreut.

So denk' ich bei den Rosen auch,
Daß es nicht anders sei,
Und nenn' ihn meinen Rosenstrauch,
An dem ich komm' vorbei.

Zu spät

Es gibt ein Wort, mit dem du brichst
Ein Herz, tust du es kund.
Ein Engel leg', eh du es sprichst,
Die Hand dir auf den Mund.

Das Wort, vor dem kein Hoffen mehr,
Vor dem kein Trost besteht,
Kein andres ist so hart und schwer
Wie dieses Wort: Zu spät.

Ein guter Lehrer

Was kann dich ein böser Nachbar lehren?
Früh aufstehn, wachsam sein und dich wehren,
Sorgsam und treu deines Eigens walten
Und deinen Zaun in Ordnung halten.

Hauptsache überall

Ein jeder Stand der Welt ist gut,
Wenn treu ein Mann das Seine tut.
Magst Kaufmann oder Tischler sein,
Horn blasen oder Saaten streun;
Ob Pinsel du, ob Hammer führst,
Ob du im Heer die Trommel rührst,
Ob Blumen ziehst auf stillem Beet,
Ob auf der See fährst sturmumweht,
Acht hab' auf eins, vergiß es nicht:
Was du auch bist, tu deine Pflicht!

Einer muß voran

Einer muß voran, zu führen,
Wenn's zum lust'gen Reigen geht;
Aber dem nur kann's gebühren,
Der sich auf den Tanz versteht.

Einer muß voran beim Wandern,
Der da weiß am Kreuzweg Rat,
Wenn im Zweifel sind die andern,
Ihnen weist den rechten Pfad.

Einer muß voran, zu zeigen,
Daß es gibt noch einen Mund,
Der, wenn andre furchtsam schweigen,
Mannhaft tut die Wahrheit kund.

Einer muß voran in Nöten,
Wenn es heißt: Wo ist ein Mann,
Der das Herz hat vorzutreten?
— Sei der Eine! Geh voran!

Zeus und die Bienen

Viele Klagen von der Erde
Steigen jetzt zum Vater Zeus auf.
Ach, zu ernten gibt es wenig,
Und von der versengten Weide
Hungrig kommt das Vieh nach Hause.
Selbst das Wild murrt, weil die Quellen
Sind versiegt, aus denen sonst es
War gewohnt den Durst zu löschen.
Nur die Bienen sind noch fröhlich,
Denn noch blühn, sie zu ernähren,

Blumen auch auf dürrem Sande,
Und sie loben drum und preisen
Vater Zeus als den Gerechten.
Sehr erfreut ist Zeus darüber,
Und er spricht: „So sind doch ein'ge
Wenigstens mit mir zufrieden,
Und zwar die grad' unter allen
Sind's, auf die ich etwas gebe."

Etwas vom Efeu

Der Efeu ist im ganzen
Ein angenehmes Kraut;
Man zählt ihn zu den Pflanzen,
Die gern ein jeder schaut.
Nie wird man es bedauern,
Ihn irgendwo zu sehn;
Zumal an alten Mauern
Macht er sich wunderschön.

So dacht' ich, nur erfreulich
Erschien der Efeu mir,
Bis einen Alten neulich
Ich traf im Waldrevier.
„Ja," sagt' er, „schön zu schauen
Ist Efeu unbedingt,

Doch soll der Teufel trauen
Dem, was sich rankt und schlingt."

„Daß er den Eichbaum schütze,"
Sprach ich, „ist er bestellt,
Im Sturm als eine Stütze
Ihm dienend, die ihn hält."
Da lächelte der Alte
Und sagte: „Nur gemach!
Daß er den Eichbaum halte,
Ist er ja viel zu schwach."

„Und wenn er ungeladen
Als Gast sich rankt hinauf,
Bringt er vielleicht gar Schaden
Dem Eichbaum?" fragt' ich drauf.
„Das ist nicht leicht zu sagen,"
So sprach der Alte, „wißt:
Vor allem muß man fragen,
Wie alt der Eichbaum ist.

Wenn sich an alte Eichen
Der Efeu schmeichelnd preßt,
Dann kann er nichts erreichen,
Der Stamm ist ihm zu fest.
Dann kann er nichts erringen,
Wie er auch drückt und drängt,
Dieweil der Baum die Schlingen,
Die ihm zu eng sind, sprengt.

Doch wenn um einen jungen
Und unerfahrnen Baum
Sich Efeu hat geschlungen,
Der widersteht ihm kaum.
Den kann er wohl erwürgen,
Um den ist es geschehn;
Das kann ich Euch verbürgen,
Weil ich es selbst gesehn."

So sprach zu mir ein Alter,
Der was davon versteht,
Weil er als Forstverwalter
Den deutschen Wald begeht,
Und muß auch wohl was taugen,
Der walderfahrne Mann.
Seitdem mit andern Augen
Seh' ich den Efeu an.

Was nicht schaden kann

Ein heiteres Herz ist auf der Welt
Mehr wert als noch so vieles Geld.
Ein heiteres Herz und Geld dazu
Kann auch nicht schaden. Das habe du!

Pfingstfest

Pfingsten ist ein schönes Fest
Für die Allerjüngsten,
Die sich wagen aus dem Nest
Als noch nicht die Flinksten.
O wie groß doch ist die Welt!
Nein, so groß, so glanzerhellt
Hat sich keins sie vorgestellt,
Wie sie ist um Pfingsten.

Pfingsten ist für Mädel schön,
Ebenso für Knaben,
Die schon Füße gut zum Gehn
Und zum Springen haben.
Was auf Wies' und Feld entzückt
Und im Wald, das wird gepflückt,
Und sie kehren heim, geschmückt
Mit des Frühlings Gaben.

Schönes Fest für solche, die
Schon verspüren Flammen,
Die aus einer Harmonie
Zweier Herzen stammen!
Lockend klingt es überall,
Und die liebe Nachtigall
Singt mit ihrem süßen Schall
Herz und Herz zusammen.

Pfingsten ist ein schönes Fest
Auch für ältre Leute,
Denen das der Himmel läßt,
Was ihr Herz erfreute.
Fröhlich sehn sie auf dem Beet
Das erblühn, was sie gesät,
Sehn das Korn, das wogend geht
Ringsum in der Weite.

Pfingsten bringt so manche Lust
Auch den klugen Alten,
Die noch jung in ihrer Brust
Sich das Herz erhalten.
Freuen sich am Sonnenschein,
Werfen Maikraut in den Wein,
Schlürfen neuen Frühling ein
Trotz des Alters Falten.

Pfingsten, ach, so manchen auch
Findest du im Leide,
Der nicht sieht den blühnden Strauch
In dem Frühlingskleide.
Führ' ihn, wenn du's kannst, hinaus,
Oder bring ihm einen Strauß
Und ein Vogellied ins Haus,
Pfingsten, Fest der Freude!

Die Eichen der Mark

Die Mark wird sonst im Reiche
Ein armes Land genannt,
Und doch gedeiht die Eiche
So gut im märk'schen Sand.

Da siehst du Eichen stehen,
Die sind so groß und stark,
So herrlich anzusehen,
Die Eichen in der Mark.

Auf ihnen mit Vertrauen
Und ruhig kann sein Nest
Der scheue Vogel bauen,
Sie stehn im Sande fest.

Kein Sturm bringt sie herunter
Vom Platze, wo sie stehn,
Weil sie so tief hinunter
Mit ihren Wurzeln gehn.

So hoch darum erheben,
So trotzig sie ihr Haupt
Und sind so voller Leben
Und sind so reich belaubt.

Ja, von den Eichen allen,
Die schön sind, groß und stark,
Am meisten mir gefallen
Die Eichen in der Mark.

Der Vogelbeerbaum

Alle Bäume, die da stehn im
Walde, Laub- und Nadelbäume,
Säet oder pflanzt der Förster,
Nur die Eberesche nicht.
Und doch sieht man überall sie
Zwischen Laub- und Nadelbäumen,
Überall ist sie zu finden,
Sagt mir doch, wie geht das zu?
Nicht zu säen, noch zu pflanzen
Braucht der Förster sie, es tragen
Sie die Vögel in den Wald ihm,
Die mit unbewußter Klugheit
Also für sich selber sorgen,
Weil willkommene Nahrung ihnen
Spenden dieses Baumes Früchte.
Dieser Baum, der schön gewachsne,
Mit dem frischen Grün des Laubes,
Mit den schneeig-weißen Dolden,
Dem Korallenrot der Beeren,
Vogelbeerbaum wird mit Recht er
Von den Leuten drum genannt.

Rehaugen

O was das Reh für Augen hat,
Die sind so groß und braun!
Man sieht sie an und wird nicht satt,
Hinein in sie zu schaun.

Sie machen so von Herzen froh
Und rühren so das Herz;
Es spiegelt sich in ihnen so
Die Freude und der Schmerz.

Man blickt hinein wie in die See
Und wird nicht müd' zu schaun.
O was für Augen hat das Reh!
Die sind so groß und braun.

Das Bild der Heimat

Wie oft doch, wenn vom Schlummer sind
Die Augen mir verhüllt,
Werd' wieder ich im Traum ein Kind
Und schau' der Heimat Bild.

Ich hab' doch nicht an sie gedacht,
So lang' sie nicht gesehn,
Und doch so oft muß in der Nacht
Ihr Bild jetzt vor mir stehn.

Gar liebe Angesichter dann
Seh' ich aus alter Zeit,
Die blicken mich so seltsam an,
Doch voller Zärtlichkeit.

Wenn ich so oft sie seh' im Traum,
Dann kommt mir in den Sinn:
Sie winken wohl durch weiten Raum
Dir nach der Heimat hin.

Mosellied

Es geht wie eine Schlange
Die Mosel durch das Tal,
Sie lauscht auf ihrem Gange
Im Frühling dem Gesange
Der Vöglein ohne Zahl.

Bald rechts und bald zur Linken
Die Rebenberge stehn,
Dem Wandrer freundlich winken,
Da wächst, was gut zu trinken
Und lieblich anzusehn.

O Moselwein, im Becher
Wie blinkst du gar so hold!
Du rechter Sorgenbrecher,

Dein Gold erfreut den Zecher
Wie Frauenlockengold.

Du bist ein Trost in Schmerzen
Und machst den Mut gesund,
Du ladest ein zum Scherzen,
Du tust so wohl dem Herzen
Wie Gruß von Liebchens Mund.

Wie doch nur in die Tonne
Das alles kommen mag:
Die duft'ge Frühlingswonne,
Die Rosen und die Sonne
Und Nachtigallenschlag!

Ein Durst befällt mich eben,
O schenkt mir, schenkt mir ein
Vom Saft der Moselreben!
Mein Glas will ich erheben:
Ein Hoch dem Moselwein!

Einem Freund

mit Dank für aus der Heide geschickten Gaspeldorn.

April 1893

Warum machst du mir das Herz schwer
Mit dem Pflänzchen aus der Heide,
Die jetzt steht im Frühlingskleide?

Ach, so arm ist's und so schlicht,
Etwas Ärmres gibt es nicht.

Warum machst du mir das Herz schwer
Mit dem Pflänzchen aus der Heide,
Die in ihrem armen Kleide
Tausend mal mehr Reize hat
Als der Sammet und die Seide
Und das Gold der großen Stadt —
Warum machst du mir das Herz schwer?

Geschenk der Armut

Geschenk, das dir von armen Händen
Geboten wird, nimm freundlich an.
Es gleicht darin des Himmels Spenden,
Daß man es nicht vergelten kann.

Großes in Kleinem

Hab' Achtung vor jedwedem Leben,
Das in die Hand dir ist gegeben,
Und mag's noch so bescheiden sein,
Das größte Geheimnis schließt es ein.
Das schwächste Tierlein, die kleinste Pflanze
Deutet aufs wunderbare Ganze.

Kindesstimme

Nichts ruft so stark, so laut das Mitleid an
Wie Kindermund, der noch nicht sprechen kann.

Die beiden Häuser am See

Zwei Häuser liegen an dem Seegestade,
Von dem empor dich führen schmale Pfade
Zu der mit grünem Wald bewachsnen Höh'.
Wie spiegelt sich der Himmel schön im See!
Ein Ort des Friedens scheint es und der Ruh',
Und könnt' es sein, doch fehlt etwas dazu.
Denn diese beiden Häuser, die so nah
Einander liegen, die so freundlich da,
So friedlich sich ausnehmen in dem Grün,
Vor deren Türen holde Rosen blühn,
Trennt bittre Feindschaft. Wie sie ist entstanden,
Was für ein Anlaß dazu war vorhanden,
So recht weiß keiner es. Fest steht nur, daß
Gewachsen mit den Jahren ist der Haß.
Wie das so kommt: ein Wort gibt Gegenwort,
Das härter stets geprägt wird hier wie dort.
Und was, wenn warm es sich der Brust entringt,
Gar nicht so herb' und unversöhnlich klingt,
Gewinnt an Schärfe, wenn es geht aufs Wandern
Und endlich kalt berichtet wird von andern.

So wühlten sie an dieser Friedensstätte,
Die so viel Freuden gern geboten hätte,
In Groll und Wut stets tiefer sich hinein —
Fern ihnen lag Versöhnung und Verzeihn.

Als wieder einst das frohe Christfest kam,
Am Morgen vor dem heil'gen Abend nahm
Sein Beil zur Hand ein jeder von den zwein
Hausvätern und zum Walde schlug er ein
Den Weg, daß er, wie er an diesem Tage
Gewohnt es war, ein Tannenbäumchen schlage.
Da traten plötzlich von verschiednen Wegen
Die zwei auf einer Blöße sich entgegen.
Da ist er, der Verhaßte! Jetzt ist's Zeit —
Ein jeder dacht' es — daß den alten Streit
Ausmachen wir, daß er gelangt ans Ziel.
Fest schließt die Hand ein jeder um den Stiel
Des Beils und hebt empor die scharfe Schneide.
In diesem Augenblicke stutzen beide,
Sie sehn einander an, und jeder sieht
Zur Seite hin des andern. Was geschieht,
Was kommt den Männern plötzlich in den Sinn?
Zu Boden werfen sie die Beile hin,
Gehn aufeinander zu und reichen stumm
Die Hände sich. Was wandelt so sie um?
Noch eine kleine Weile wie verlegen
Da stehn sie schweigend, ohne sich zu regen;
Dann sagt der eine: „Sahst du etwas? Sprich!
Ich sage dir dann, was gesehen ich."

Drauf, der gefragt war: „Wohl, ich will es sagen.
Als ich das Beil erhob, dich zu erschlagen,
Da stand bei dir mein Kind, das ich verlor,
Das hielt wie schützend seine Händchen vor
Und sah mich an so, daß ich handeln mußte,
Weil ich mir anders nicht zu helfen wußte,
Wie ich getan. Gelobt sei Gott! Und du?“
Der andre: „Ähnlich ging mit mir es zu.
Ich war voll Wut, bereit zum blut'gen Streite,
Da sah ich plötzlich stehn an deiner Seite
Mein totes Kind, ein Engelsangesicht,
Aus dessen Zügen sprach: O tu es nicht!
Da tat ich's nicht und gab dir meine Hand,
Indessen neben dir das Kind verschwand.
Und nun ist's gut!“
„Ja, gut für immerdar!“

Zwei Tannenbäumchen standen da, ein Paar
Der niedlichsten, die sie zum Christfest schlugen
Und mit einander dann nach Hause trugen.
Sie sprachen wenig nur im Weitergehn,
Doch alles war, als wäre nichts geschehn,
Das sie getrennt; es war so, wie vor Jahren
Gewesen es, als sie noch Freunde waren.
„Nun,“ sagt der eine endlich, „fehlt noch eins:
Ich muß mein Weib bereden und du deins,
Daß auch sie Frieden machen. Ohne sie
Wär's halbe Arbeit. Aber sag' mir, wie
Ist das zu machen?“ Drauf der andre spricht:

„Es muß geschehn, doch wie, das weiß ich nicht.
Ach, Weiberfeindschaft ist zu schlichten schwer,
Gehn aber muß es!“ Also hin und her
Noch reden beide, da auf einmal schauen
Des Wegs sie kommen ihre beiden Frauen.
Natürlich zanken sie! O, nein doch, nein,
Sie scheinen gar einander gut zu sein.
Die eine küßt die andre, wird geküßt
Von ihr. Ob das nicht eitel Blendwerk ist?
Jetzt sehn sie ihre Männer, sehn und sehn
Und bleiben starr wie angewurzelt stehn.
Was sie für komische Gesichter machen!
Man weiß nicht, ob sie weinen oder lachen.
Jetzt sind sie da, und jetzt schon hier wie dort
„Sagt uns, wie kam das?“ ist das erste Wort.
Drauf von den Fraun die eine so beginnt:
„Wie heute wir allein im Hause sind,
Fällt plötzlich eine Bangigkeit uns an,
Und jede kommt in Angst um ihren Mann,
Als säh' sie ihn vor einem Abgrund stehn,
Als müßt' ihm etwas Schreckliches geschehn.
In unsrer Herzensangst dann euretwegen
Was taten wir? Wir gingen uns entgegen
Und fielen, als einander wir erschaut,
Uns um den Hals und weinten dabei laut.
Wir konnten lang in unsrer Kümmernis
Nichts sagen als: Vergib mir und vergiß!
Das kam — wir wußten nicht aus welchem Grund —
Als müßt' es sein, vom Herzen auf den Mund.

Dann gingen weiter wir, und halb im Traum —
Wohin wir gingen, o, wir wußten's kaum! —
Sind zu dem Kirchhof wir emporgestiegen,
In dessen Frieden unsre Kinder liegen.
Da knieten vor den Gräbern wir im Schnee
Und baten Gott, daß er herniederseh'
Und euch beschütze. O, er hat's getan,
Das wußten wir, als wir euch kommen sahn.
Und ihr? Wie war's mit euch?"
Da lächeln still
Die beiden, und der eine sagt: „Das will
Erzählen ich ein ander Mal, denn heute
Gibt's viel zu schaffen noch für ältre Leute.
Die Bäumchen sind schon da, das ist schon was!
Nun ist von uns dafür zu sorgen, daß
Verziert sie sind, besetzt mit Lichtern auch,
Daß unter ihnen liegt nach altem Brauch,
Was an Geschenken da ist und an Kuchen.
Wir werden doch einander heut besuchen,
Zu sehn, wie's hier und dort sich feiern läßt.
Mir ahnt, es gibt ein frohes Weihnachtsfest."

Die Bilder

Mein Haus ist einfach, ohne Prunk und Pracht,
Doch fehlt ihm nicht, was es behaglich macht
Für mich und wohnlich. Wenn ich liebe Augen
Nicht um mich säh', was könnte mir wohl taugen,

Was helfen mir ein herrlicher Palast!
Viel lieber wohnt' ich, wie auf schwankem Ast
Ein Vogel wohnt. Nicht aber red' ich, nein,
Von solchen Dingen; nur von dem allein
Will ich hier sprechen, was uns sonst ein Haus
Lieb macht und wert und schmückt gefällig aus.
Und zu dem Vielen, das dazu gehört,
Uns Freude macht und das Behagen mehrt,
Das uns ein eignes Heim vermag zu spenden,
Zähl' ich die Bilder an des Hauses Wänden,
Vor allem sie! Nichts wüßt' ich, was so sehr
Uns heimisch macht, je länger um so mehr.
Nicht bessere Gesellschaft je gefunden,
Bequemre nicht hab' ich für stille Stunden.
Sie schweigen, wenn ich nichts mag hören, still
Und reden wieder mit mir, wenn ich will.
Sie stören nicht, will ungestört ich sein,
Und schaffen doch, daß ich nicht bin allein.

O liebe Bilder ihr, Genossen schon
Der goldnen Zeit, die längst mir ist entflohn!
Ich weiß es nicht, wann ich zuerst euch sah,
Eh' ich gekommen, waret ihr schon da,
Des lieben Hauses Schmuck seit alten Tagen,
Wo ich zuerst die Augen aufgeschlagen,
Wo ich, ein Kind, emporwuchs, während ihr
Allmählich rücktet immer näher mir.
So ganz unmerklich lernte ich euch kennen,
Wie Blum' und Baum, verstehn euch und benennen,

Und also nahm ich in der Jahre Lauf
Mir unbewußt etwas von Schönheit auf.

Dem lieben Haus — ach, lange ist dahin
Sein Zauber schon, und Fremde wohnen drin —
Verdank' ich das und dem, der es geschmückt,
Dem längst schon sind die Augen zugedrückt,
Die Augen, die so hell und freundlich blickten,
So gern an schönem Anblick sich erquickten,
In deren Glanze sich zusammenfand
So viele Güte mit so viel Verstand.
Der wußte auch so gut den Schmuck zu wählen,
Der nicht des Hauses Wänden durfte fehlen,
Sollt' einem jeden es, den sie umfaßt,
Wohl sein ums Herz, dem Wirte wie dem Gast.

Des Vaterhauses denkend muß ich auch
Des Spruches denken, der nach altem Brauch
Am Hause stand geschrieben in Latein,
Den oft ich las, trat in das Haus ich ein.
„Wir haben keine feste Stätte hier,“
So las ich über unsres Hauses Tür.
Wie hab' ich das auch im gemeinen Sinn
Empfunden, seit ich fortgezogen bin
Weit von der Heimat! Ach, von Ort zu Ort,
Von Haus zu Haus trieb es mich weiter fort.
Wohin ich aber lenkte meinen Schritt,
Dahin nahm ich euch liebe Bilder mit.
Von einem Haus ins andre hab' ich euch

Verpflanzt, und ihr, stets bliebet ihr euch gleich,
Indes doch manches, was zum andern Orte
Ich mit mir nahm, verwelkte und verdorrte.
Wie oft schon nahm ich ab euch von den Wänden
Und übergab euch fremder Leute Händen,
Dorthin zu bringen euch, wo mir beschert
Von dem Geschicke ward ein neuer Herd.
Wie oft schon bang mir um die Seele ward,
Sah ich von leeren Wänden mich umstarrt!
Doch wenn ich hörte erst den Hammer klingen,
Bemüht, euch neue Plätze zu erringen,
Wenn ich euch glücklich erst befestigt fand,
Dann fühlt' ich, daß ein neues Heim entstand.
Aus ärgster Not ja war ich schon gerettet,
Wenn all mein Lebendes mir war gebettet,
Doch sollt' Behaglichkeit einziehn und Ruh
Ins neue Heim, so braucht' ich euch dazu.
So manches sonst, was ziert und schmückt den Herd,
Könnt' ich entbehren, hab' es leicht entbehrt,
Doch zwänge Not mich, euch dahinzugeben,
So gäb' ich fort ein Stück von meinem Leben,
Von dem ich ungern nur mich trennen mag.
Wie gern euch wieder seh' ich jeden Tag!
An jedem Morgen, der mir aufgegangen,
Ist es aufs neu ein freundliches Empfangen,
Blick' ich in Züge, welche mir vertraut,
Schau' ich, was oft mit Freude ich geschaut.
So oft ich kehre in mein Heim zurück,
Ruht mit Befriedigung auf euch mein Blick.

Mir war es oft, als hätte ich vernommen,
Sah ich euch an, ein freundliches Willkommen,
Als würde heimlich zugenickt und leise
Mir von den Wänden in vertrauter Weise.

Ihr alten Bilder aus der Kinderzeit,
Die ihr bis jetzt mit mir gepilgert seid,
Ihr bliebet nicht allein, es kamen andre
Zu euch hinzu, mit denen jetzt ich wandre,
Nicht schlechtre, nein! Das Gute zieht auch hier
Das Gute an. Nicht darf die alte Zier
Sich neuerworbner schämen, wenn einmal
Am Wintertag ein heller Sonnenstrahl
Darüber gleitet, gleich als sucht' er da
Nach Bildern, die vorher er noch nicht sah.

Ihr Bilder all seid nur geliehen Gut,
Eins aber macht mich froh und wohlgemut:
Daß wieder junge Menschenaugen schaun
Zu euch empor, das stärkt mich mit Vertraun.
Ihr sollt auch ihnen, also hoff' ich, werden,
Was ihr mir waret, seit ich bin auf Erden.
Und wenn ich einst euch nicht mehr werde sehn —
Es kommt ein Tag, an dem es wird geschehn —
Und muß euch hängen lassen an den Wänden,
So weiß ich doch: ihr bleibt in guten Händen.

Die Ehrlichkeit und ihre Freundin

Ehrlichkeit in schlichtem Kleide
Und von Ansehn sehr bescheiden
Ging des Wegs dahin und klagte,
Daß so wenig sie geehrt sei,
Kaum beachtet in der Welt.

Trat entgegen eine andre
Ihr, gewaltig anzuschauen,
Hochgebaut und stark von Gliedern,
Milden Lächelns aber sprach sie:
„Nicht dich zu beklagen brauchst du,
Daß so wenig du geehrt seist,
Nicht bei Zeus dich zu beschweren.
Um dir Ansehn zu verschaffen,
Bin ich da, um dich zu rächen,
Wenn ein Frevler von dir klein denkt.
Anvertraut ist dieses Amt mir,
Und sie nennen mich Vergeltung.
Nichts vor mir sind Macht und Klugheit,
Stolze Titel nichts und Orden,
Adel nichts und hohe Stellung,
Nichts der Heil'genschein des Frömmlers.
Wer mit frecher Hand dich anrührt,
Dich verletzt und dich mißachtet,
Manchmal dünkt er lang' sich sicher,
Aber endlich treff' ich doch ihn.
Rücksichtslos alsdann versetz' ich

Einen Faustschlag ins Gesicht ihm,
Daß die Kiefern ihm zerspringen
Und er auf den Boden hinfällt.
Hoch darum sind die zu preisen,
Die in Wort und Tat dich ehren,
Ehre für sich selbst erwerbend,
Einen Schatz für ihre Kinder,
Der mehr wert als alles Gold ist.
Glaub' mir, selbst ein goldner Reifen,
Dicht besetzt mit Edelsteinen,
Die des Menschen Auge blenden,
Dürft'ger Tand ist er, verglichen
Mit dem gar bescheidnen Kränzlein,
Das du über freier Stirn trägst –
Köstlicher ist nichts als dies."

Der Elfenring

Sieh her, auf dem Rasen, dem Blumen entblühn,
Erblick' ich ein liebliches Wunder.
Es zeichnet da ab von dem anderen Grün
Ein Ring sich, ein schimmernder, runder.

Ein Kreis ist's von Grün, das in schönerer Pracht
Erglänzt als das andre der Halde,
Da haben die Elfen getanzt in der Nacht,
Umgeben von schweigendem Walde.

Sie tanzen so leicht, wie schwebend im Traum,
Die Elfen, die zierlichen, holden;
Mit den glänzenden Füßchen streifen sie kaum
Die Spitzen der Halme und Dolden.

Nun siehst du vom nächtlichen Reigen die Spur,
Die gewebt ist zum schimmernden Kranze.
Und willst du's nicht glauben, so frage sie nur,
Die selber gesehen das Ganze.

Jetzt schlafen sie fest noch, doch triffst du sie an,
Wenn vom Tau wird die Wiese befeuchtet.
Leuchtkäferchen sind es, die frage alsdann,
Sie haben zum Tanze geleuchtet.

Angenehme Klänge

Was Wipfelgrün und Quelle rauscht,
Ist etwas, dem man mit Freude lauscht.

An einem milden Frühlingstag
Hört gern man Finken- und Amselschlag.

Auch Saitenspiel und Liedersang
Geben gar angenehmen Klang.

Und hübsch auch klingt es zur rechten Zeit,
Wenn ein Kessel singt und ein Pfännlein schreit.

Für Menschenblumen

Lieblich sind die bunten Blüten,
Die mit seiner milden Hand
Streut der Sommer übers Land,
Wenn die Vöglein wieder brüten.

Aber schöner noch als diese
Blumen all, so schön sie sind,
Ist ein taufrisch Menschenkind,
Blumen pflückend auf der Wiese.

Was die Blumen macht gedeihen,
Brauchen Menschenkinder auch:
Sonnenlicht und Windeshauch,
Der sie sanft umspielt im Freien.

Armen Kindern das zu spenden,
Was sie fröhlich läßt erblühn:
Lebensluft in frischem Grün,
Kommt und gebt aus vollen Händen.

Glaubt: nicht ist's umsonst gegeben,
Denn groß ist des Sommers Kraft:
Was fast schon dahingerafft
Uns erschien, dem gibt er Leben.

Vieles kann der Sommer machen,
Nicht nur schafft er Wein und Brot:
Blasse Wänglein färbt er rot,
Trübe Äuglein macht er lachen.

Guter Rat

Steh nicht zu oft auf dem Wege still!
Man darf nicht zu viel Blumen pflücken,
Sich nicht nach jeder Beere bücken,
Wenn man sein Ziel erreichen will.

Kleine Bilder aus großer Stadt

Das häßliche Haus

Es gibt gar manche Straße in der Stadt,
Wo nicht ein Baum steht, wo die Häuser sind
Reizlos und schmucklos und einförmig grau.
In einer solchen Straße, gegenüber
Der Häuser einem, das besonders häßlich,
Steht einer lange schon und sieht es an.
Was hat er an dem Hause nur zu sehn?
Es abzumalen kann doch nicht sein Wunsch sein,
Will er es kaufen? Will er mieten dort?
Wie er da steht, besonders aufmerksam,

Faßt einen Teil des Hauses er ins Auge:
Zu einem Fenster blickt er starr hinauf.
Was an dem Fenster hat er nur zu sehn?
Es ist ein Fenster, wie die andern sind,
Kein Blumentopf, kein Sträußlein steht darin,
Und dennoch blickt er immerzu hinauf.
O sieh, auf einmal zeigt am Fenster sich
Ein Angesicht, umrahmt von goldnen Locken,
Mit Wangen, rosigen, mit rotem Mund,
Um den ein anmutvolles Lächeln spielt,
Und mit zwei Augen, die wie Sterne sind.
Aus diesen Augen aber fällt ein Blick
Auf den hinunter, der von unten aufschaut,
Und wie der Blick bis in das Herz ihm fällt,
Wird ihm das Haus zum schönsten auf der Welt.

Ein „Guten Tag!"

Ein gutes Wort fürwahr ist „Guten Tag!"
Und ist es auch zur Redensart geworden,
Man freut doch immer sich, wenn man es hört.
Daß fremde Menschen auch einander grüßen,
Wenn sie begegnen sich, das ist ja Brauch
Da, wo die Menschen nicht sehr häufig sind,
Zum Beispiel in der einsam-stillen Heide,
Wo Bienen viel verkehren, Menschen wenig.
In wilden Wäldern, am verlassnen Strande,
Wo meist nur Vogelspuren trägt der Sand,

Auf hohen Bergen in dem ew'gen Schnee
Und auf dem Weltmeer, wo oft lange Zeit
Hinfährt ein Schiff, eh' es ein andres trifft,
Da grüßen auch, die fremd sich sind, einander,
Doch in der großen Stadt geschieht das nicht —
Wie wär's auch möglich in der großen Stadt!
Und doch und doch mitunter kommt es vor!
Wenn auf der Bahn ich fahre, die da mitten
Fährt durch die Stadt, steigt manchmal einer ein —
Natürlich kommt er frisch aus der Provinz,
Wo höflich sein ihn lehrte seine Mutter —
Und bietet mir, einsteigend, „Guten Tag!"
Erwidernd drauf, erfreu' ich mich daran
Und nehm' es als ein günstig Omen an.

In fremder Wohnung

Einst in ein Haus des Westens von Berlin
Trat ich, um aufzusuchen einen Herrn,
Der Rat mir geben sollt' in einer Sache —
Ich kannt' ihn nicht, doch war er mir empfohlen.
Das Mädchen, das mir öffnete die Tür,
Wies mich zu gehn den Korridor entlang,
Dann würd' ich kommen zu dem Arbeitszimmer
Des Herrn Justizrats. Also tat ich dann.
An eine Türe kam ich, klopfte an
Und klopfte nochmals — niemand rief herein.
Da öffnete vorsichtig ich die Tür,

Und gleich erkannt' ich, daß ich mich verirrt.
In einem schönen Zimmer sah ich mich,
Das mit der Neuzeit Luxus ausgestattet
Und offenbar die „gute Stube“ war.
Als ich dann weiter forschend um mich sah,
Da fiel mein Blick durch eine offne Tür
In ein Gemach, wo Hübsches war zu sehn.
Einander gegenüber saßen da
An einem kleinen Tisch zwei junge Dämchen,
Ganz allerliebste, plaudernd mit einander,
Und zwischen ihnen auf dem Tischchen stand
Gefüllt mit Süßigkeiten eine Schale,
In die hinein die Händchen fleißig griffen,
Indes die Stimme eines Papageis,
Der an der Wand in schmuckem Käfig hing,
Sich mischte in ihr Schwatzen und ihr Lachen.
An diesem Bild ergetzt' ich mich ein Weilchen,
Dann aber fiel zu meinem Glück mir ein:
Wenn sie dich sehn, sie werden sehr erschrecken,
Vermeinend, daß ein Strolch sich schlich ins Haus —
Und dies bedenkend, riß ich eiligst aus.

Rosennamen

Einen Namen hat jede Rose,
Eine sogar heißt die „Namenlose“.

Die Bücher

O Freund der ersten Kinderzeit, geschmückt
Mit bunten Bildern, Buch, das uns entzückt —
Was ward aus dir? Was ist von dir geblieben,
Das nicht in unser Herz sich eingeschrieben?
Wie bald schon hat dein Leben aufgehört,
Als kleinste Hand dich schonungslos zerstört!
Nach dir ist andern ähnlich es ergangen,
An denen wir mit gleicher Lust gehangen.
Zerblättert sind sie, und es blieb kein Rest;
Denn nichts Gebundnes war für uns zu fest.

Ganz anders sahen uns die Bücher an,
Als auch für uns des Lebens Ernst begann.
Am Anfang schien es ein vergnüglich Spiel,
Doch kam der Tag bald, der uns nicht gefiel.
Was schufen da die Bücher uns für Qualen
Mit rauhen Wörtern und verschmitzten Zahlen!
So manches Tränlein fiel auf manches Blatt,
Das lang' davon die Spur getragen hat.
Und manch verdientes Buch ward schwer mißhandelt,
Wenn schnöde Rachbegier uns angewandelt;
In feuchten Gartenlauben und im Schnee
Litt oft das beste Buch unheilbar Weh.

Doch als wir endlich das Problem der Schrift
Ergriffen mit dem Aug' und mit dem Stift,

Wie lohnte reichlich sich des Lernens Mühe!
Wohl uns, wenn wir die Kunst schon lernten frühe!
Nicht mehr zur Mutter scholl der Ruf empor,
Der oft erklungen: Lies uns etwas vor!
Wir konnten selber schon empor uns schwingen
Bis zu den Zweigen, wo die Beeren hingen.
Nun fiel auf uns des Märchens bunter Schein,
Und Robinson zog mit dem Lama ein.
Unzählige der prächtigsten Geschichten,
Buchstäblich wahr — wer konnte das erdichten? —
Erschlossen uns auf einmal eine Welt,
Unendlich groß und wunderbar bestellt.
Man brauchte nicht zum Lesen uns zu rufen —
In Ecken, auf Fußbänkchen oder Stufen,
Selbst auf dem Baumzweig, den der Wind bewegt,
Ward fröhlich schwer erworbne Kunst gepflegt.
Wie oft im Zwielicht wohl rief man uns zu:
Spart eure Augen, Kinder — geht zur Ruh'!

Wie weit die Welt schien, die uns aufgeschlossen
Von Büchern, unsrer Kinderzeit Genossen,
Es führte doch ein Weg aus ihr hinaus
In eine Welt, die sah noch größer aus.
O süße Zeit, als edler Dichter Wort
Zuerst ins Herz uns fiel und riß uns fort;
Als sich uns zugesellten die Gestalten,
Die seit der Zeit mit uns durchs Leben wallten —
Die, einmal mit des Geistes Blick gesehn,
Uns bleiben und nicht wieder von uns gehn.

Unsichtbar schreiten neben uns sie her
Durch Wald und Wüstensand und übers Meer;
In Sommers Glut und in des Winters Öde
Aus eigner Brust dringt zu uns ihre Rede,
Erfreuend uns in Regen, Nacht und Wind.
Ob auch im Schmerz sie unsre Freunde sind?
Ach, wo es eintritt, hoffnungsloses Leid,
Wie enge wird die Welt, die sonst so weit!
Wieviel zurückbleibt, was sonst mit uns ging!
Was wertvoll war, wie scheint es so gering!
Ihr aber, Bücher, bleibt in bösen Tagen
Dem Manne treu, der vom Geschick geschlagen,
Und dann erst zeigt ihr euren tiefern Wert,
Wenn ihr Geduld, wenn ihr Ergebung lehrt.
Ja, wenn ihr kürzet nur die Zeit der Qual,
Wenn liebes Angesicht ein einzig Mal
Durch alles Leid ihr wieder lächeln macht,
Sei Dank dafür euch reichlich dargebracht.
Und wo der Schmerz getroffen hat, wo Gram
In einem Menschenherzen Wohnung nahm,
Der leeren Auges in die Ferne blickt
Und jede Blume, die sich öffnet, knickt:
Wer macht zuerst von allen den Versuch,
Zu bannen ihn? Vielleicht ein liebes Buch.
Das nimmt vielleicht in einer endlos langen
Traurigen Nacht schlaflosen Geist gefangen,
Einspinnend ihn mit holder Zauberei,
Und leise dann ruft es den Schlaf herbei.

Ich könnte viel entbehren, wenn ich euch
Behielt', ihr Bücher, und ich bliebe reich.
Zwar gäb' ich gern, so dankbar ich euch bin,
Euch samt und sonders für das Leben hin,
Das mich umfängt und küßt — so habet ihr
Selbst mich gelehrt – sonst aber für und für
Acht' ich euch hoch und halt' euch wohl in Ehren,
Und eure Zahl such' ich mit Fleiß zu mehren.
Ich kleid' euch gern in sauberes Gewand,
Mit Zärtlichkeit berührt euch meine Hand.
Erfreut mich lang' noch, ihr geliebten Bände
Und fallt dereinst in guten Mannes Hände!

Der Bücherwurm

Standen einst zwölf dicke Bände
Lang' auf einem Brett vergessen,
Und durch alle diese Bände
Hat ein Wurm sich durchgefressen
Und ein rundes Loch gemacht.
Als der Wurm damit zu Ende,
Ist er sehr vergnügt gewesen,
Und er sprach: All diese Bände,
Seht nur, hab' ich durchgelesen,
Ernst studierend Tag und Nacht.

Zwei schöne Blumen

Es stehen zwei Blumen auf der Heide,
Heißen Wohlgemut und Herzensfreude.
Die beiden Blumen sollst du brechen
Und nicht dabei dich an Dornen stechen.

Mittel für gute Laune

Was mich bei guter Laun' erhält?
Ich wüßte nicht, was auf der Welt
Je könnte mehr mir dazu taugen
Als ein paar freundliche Menschenaugen.
Wenn die nicht helfen, hilft Sonnenlicht
Und Wein und Frühling und alles nicht.

Heimatsprache

Die Sprache der Heimat,
Man hört sie nicht mehr,
Man glaubt wohl gar schon,
Daß vergessen sie wär'.

Doch sie schlummert im Herzen,
Tief unten im Grund,
Und auf einmal wohl kommt
Ein Wort auf den Mund.

Ein Mägdlein so fein,
Könnt' feiner nicht sein,
Seh' vor mir ich stehn,
Und das Mägdlein ist mein.

Hat Wänglein so rot
Und Äuglein so hell
Und Härlein von Gold —
„Eine trautste Marjell!"

Ein Trost

Schöne Rosen, zahme und wilde,
Blühn im Garten und im Gefilde,
Rot, weiß und gelb und auch sonst verschieden,
Aber die Menschen sind nie zufrieden,
Fragen, indem sie um sich schauen:
Warum nur gibt es keine blauen?
Damit mag trösten sich ein Poet,
Dem's ähnlich beim Publikum ergeht.

Chrysanthemum-Blumen

O seltsam reizende Geschöpfe!
Wir sehen euch mit Staunen an.
Die sonderbarsten Lockenköpfe
Seid ihr, die man nur finden kann.

Nein, solche Federschöpfe tragen
Doch Hühner sonst und Tauben nur!
Man sieht euch an und möchte fragen:
Ist Kunst das oder ist's Natur?

O was für Farben sind euch eigen,
Den Farben ähnlich, die entzückt
Wir schauen an der Bäume Zweigen,
Wenn herbstlich bunt der Wald sich schmückt.

Daß weit ihr her seid, glaubt man gerne,
Der ferne Osten sandt' euch her.
Dank euch, die ihr aus solcher Ferne
Zu uns gekommen übers Meer!

Mit euch wird uns ins Haus gesendet
In trüber Zeit ein heitrer Glanz,
Mit euch für liebes Grab gespendet
In blütenarmer Zeit ein Kranz.

Im Herbstwald

Durch des Herbstwalds tiefes Schweigen
Wandl' ich hin — wie ist er schön!
Und das Herz berührt so eigen
All die Schönheit im Vergehn.

Welke Blätter niederschweben
Bei des leisen Windes Hauch,
Und doch spricht von neuem Leben
Jeder Zweig an Baum und Strauch.

Kaum ist Sommer fortgegangen,
Und schon siehst du hoffnungsvoll
Junge Knospen wieder prangen,
Die der Lenz erst öffnen soll.

Soll dich das nicht fröhlich machen?
Was dem Tod so ähnlich sieht,
Ist nur Schlaf, dem das Erwachen
Folgt beim neuen Lerchenlied.

Drei Weihnachtsbäume

In Jahren, die vergangen,
Längst hingeschwunden sind,
Seh' ich ein Bäumchen prangen,
Darunter steht ein Kind.
Das freut an all den Gaben
Der Elternliebe sich
Und kann nichts Schönres haben —
Das frohe Kind bin ich.

Es ward das Kind zum Manne,
Längst sind der Welt entrückt,
Die einst die kleine Tanne
Mir weihnachtlich geschmückt.
Der Vogel hat am Ende
Gebaut sein eigen Nest,
Da kam mit süßer Spende
Einmal das Weihnachtsfest.

Ich seh' ein Bäumchen schimmern,
Viel goldne Lichter sind
Daran, die freundlich flimmern,
Darunter steht ein Kind.
Ein Kind, ein zartes, kleines,
Hell lachend und beglückt,
Und dieses Kind ist meines,
Dem ich den Baum geschmückt.

Wie geht doch schnell und schneller
Dahin des Lebens Zeit!
Bald dunkler ist's, bald heller,
Es wechseln Freud' und Leid.
Die Sorge setzt sich nieder
Am Herd so manches Mal,
Bis daß sie endlich wieder
Vertreibt ein Sonnenstrahl.

Viel Jahre sind vergangen,
Da naht die heilge Nacht;

Ich seh' ein Bäumchen prangen
In bunter Weihnachtspracht.
Und unter Tannenzweigen,
Die Silbergarn umspinnt,
Steht — o wie rührt's mich eigen —
Mein liebes Enkelkind.

Sagt, ist mir nicht beschieden,
Wonach der Mensch begehrt?
Ich bin damit zufrieden,
Was mir das Fest beschert.
Was einstmals kaum im Traume
Mein hoffend Herz geschaut,
Ward unterm Weihnachtsbaume
Mir alles aufgebaut.

Zum Jahresschluß

Zu Ende wieder geht ein Jahr,
Und in der Scheidestund'
Wird, wenn gefragt wird, wie es war,
Verschiedne Ansicht kund.

Die Jugend ist ja glücklich dran,
An schlechte Jahre glaubt
Noch nicht, für den noch nicht begann
Das Sorgen überhaupt.

So bald tut einem ja nichts weh,
So leicht auch wird erfreut,
Wem noch der Frühling Blütenschnee
Auf braune Locken streut;

Wem noch der Sommer Rosen bringt
Zum Sträußlein und zum Kranz,
Und wem noch eine Fiedel klingt,
Einladend ihn zum Tanz.

So einem sinkt nicht leicht der Mut,
Frohsinn ist immer da,
Wo es noch heißt: „Bist du mir gut?"
Und drauf gesagt wird: „Ja!"

Allein das Alter macht so oft
Beschränkt und ungerecht;
Bringt es nicht das, worauf gehofft,
Gleich gilt ein Jahr für schlecht.

Da will der eine — o der Tor! —
Groß dastehn vor der Welt,
Dem andern kommt nichts besser vor,
Dem Narrn, als vieles Geld.

Wir aber, die verständig wir
Geblieben sind und klar
Im Kopfe noch, wir danken dir,
Zu Ende gehndes Jahr.

Du brachtest manches, was da streift
An das, was nicht mehr sein,
Indessen hast du doch gereift
Uns einen guten Wein.

Der bleib' nun in der Keller Grund
Bewahrt vor böser List,
Vor allem, was ihm nicht gesund,
Bis daß er trinkbar ist.

Und wenn wir trinken dann den Wein,
Bekomm' uns wohl der Trunk,
Und sei, mag grau das Haupt auch sein,
Uns doch das Herz noch jung!

Widmungen, Ansprachen, Festgesänge
Denk- und Trinksprüche
Reden und Episteln in Versen

Dem Fürsten Bismarck

zum 1. April 1891

Wie lange Zeit schon, wenn wiederkehrt
Der Tag im Jahreslauf,
Der einst dem Vaterland dich beschert,
Sucht deutsche Liebe dich auf!
Sie suchte dich auf, als mächtig du
Des Reiches Steuer gelenkt;
Sie kommt zu dir in des Friedens Ruh,
Zu sagen, daß dein sie denkt.

Wie manches Jahr schon, wenn aufs neu
Der Wald sich kleidet in Grün,
Besuchen Dankbarkeit dich und Treu,
Die beide nimmer verblühn!
Vom Hochgebirg bis zum Meeresstrand
Will Deutschland Grüße dir weihn.
Seiner Lieb' vergäße das Vaterland,
Vergäß' es jemals dein.

Wir blättern im Buch der großen Zeit,
Von freudigem Stolz erfüllt;
Im Völkerrat und im Kampf und Streit
Zeigt jedes Blatt dein Bild.
Tief hat es sich eingeprägt ins Herz
Des Volkes, das es nicht läßt.
So lange halten Stein und Erz,
So sicher nicht es fest.

Wir denken der Zeit, da du voran
Uns schrittest auf steilem Pfad,
In schweren Tagen ein treuer Mann,
Dem nimmer die Furcht genaht.
Dein kluger Rat, deine feste Hand,
Sie führten weit über den Rhein.
Seines Ruhms vergäße das Vaterland,
Vergäß' es jemals dein.

O daß du oft noch sähest den Tag,
Der dem Vaterland dich beschert,
Dich erfreutest noch oft an der Vögel Schlag,
Die zur Heimat zurückgekehrt —
An dem Grün der Saat, die du gesät,
Wie es aufgeht und gedeiht;
An des Volkes Liebe, die fest besteht,
Mag vergehn auch lange Zeit.

So lang sich der Eiche Laub erneut
Im wärmeren Sonnenstrahl,

So lange noch seine Blumen streut
Der Lenz über Berg und Tal:
So lange werden dir zugewandt
Die deutschen Herzen sein.
Aller Treu vergäße das Vaterland,
Vergäß' es jemals dein.

Geburtstagsgrüße

dem Fürsten Bismarck mit erlesenem Moselwein zugesandt
von Heinrich Haußmann und seinen Stammgästen in Berlin

1891

Soll deutsches Nationalgetränk
Der Franzwein wirklich sein?
Es wächst doch auch, o Fürst, bedenk',
Manch gutes Naß am Rhein.

Und da, wo ihre Wogen rollt
Die Mosel durch das Tal,
Auch da gedeiht ein lichtes Gold,
Bestimmt für den Pokal.

Von solchem suchten wir dir aus,
Was sorglich ward gepreßt;
Das senden heut wir in dein Haus
Zu deinem Wiegenfest.

Mög' dieser Trank dir wohl gedeihn —
Rein ist er ja und echt.
Dem besten Mann der beste Wein!
So wär' es gut und recht.

Nimm freundlich an, was Freude schafft
Im Becher hell und klar,
Gesundheit trink daraus und Kraft
Noch für so manches Jahr!

1893

Man sagt, daß für das Alter
Geschaffen ist der Wein,
Ein Fördrer und Erhalter
Des frohen Muts zu sein.

In manchem deutschen Lande
Wächst manch ein guter Saft,
Doch der vom Moselstrande,
Der hat besondre Kraft.

Er ist wie Frühlingsblüte,
Wie Schlüsselblumengold,
Er redet zum Gemüte
So lieblich und so hold.

Er weiß so sanft zu streicheln
Wie eine zarte Hand;
Die Sorgen wegzuschmeicheln
Erscheint er sehr gewandt.

Ob wir den Jahrgang fanden,
Den richtigen, heraus?
So gut wir es verstanden,
Probierten wir ihn aus.

Er wuchs im Orte Traben —
Vier Jahre sind es her —
Dem wir das Zeugnis gaben,
Daß er der rechte wär'.

Und daß auch dir er munde,
Daß er dein Herz erfreu',
Wünscht unsre Tafelrunde
In alter Lieb' und Treu.

1895

Zum achtzigsten Geburtstag bringen
Herzliche Wünsche heut' auch wir,
Und unsrer Gläser frohes Klingen,
Wie manches Jahr schon, gilt es dir.

Sie kommen alle heut' mit Kränzen,
Mit Frühlingsblumen, hold und zart,
So wollen wir auch dir kredenzen
Etwas von deutscher Blumenart.

Es ist ein Blümlein aufgegangen
Im 92er Moselwein,
Das mögest freundlich du empfangen,
Und mög' es dir das Herz erfreun.

Es soll dir unsre Grüße melden,
Und daß wir immerdar aufs neu'
Dein denken, unsres alten Helden,
Dem wir ergeben sind und treu.

Mögst du noch oft zum Becher greifen,
Nicht bang ums teure Vaterland.
Geb' Gott, daß oft noch für dich reifen
Die Trauben an der Mosel Strand!

1898

Grüßend wieder zu gedenken
Deiner am Geburtstagsfest,
Prüften wir, was an Getränken
Moselkeltern ausgepreßt.

Als wir suchten nach dem Rechten
In der Weine großer Zahl,
Auf den fünfundneunz'ger Echten
Fiel am Ende unsre Wahl.

Andrer Jahre Moselweine
Gibt es auch von guter Art,
Doch uns schien, daß dieser Eine
Ganz besonders lieblich ward.

Der im Jahre fünfundneunzig
Wohlgereifte Moselwein,
Zu vergleichen ist er einzig
Einem holden Mägdelein,

Das des Weges kommt gegangen
Heitern Sinnes und bekränzt,
Und auf dessen Stirn und Wangen
Unser ganzer Frühling glänzt.

Diese muntre Botin schicken
Heut wir vor dein Angesicht,
Freundlichst mögst du auf sie blicken,
Wenn sie unsern Glückwunsch spricht:

Daß sich dieser Lenz entfalte
Fröhlich dir und sonnenklar,
Und daß Gott dich uns erhalte
Noch manch gutes Traubenjahr.

Dem alten Steuermann

Zum 1. April 1889

Wenn scharf der Wind weht, sich die empörte See
Erhebt in Wogen, fürchterlich anzuschaun,
Mag Sorge unser Herz ergreifen,
Aber es bleibt uns ein guter Trost doch.

Doch starken Händen, treuen, ist anvertraut
Das schwanke Fahrzeug, welches uns selber trägt:
Am Steuer sehn wir dich, den alten
Lenker des Schiffes, den vielerprobten.

Dich schreckt das Brausen nicht der erzürnten Flut,
Des Sturmes Schläge schüchtern dein Herz nicht ein.
Mit sichrer Hand und festen Sinnes
Führst du das Schiff durch die hohe Brandung.

O daß du lange ständest am Steuer noch!
Dir aber mögen Tage beschieden sein,
Die Lohn dir bringen vieler Mühe,
Freundliche Tage und friedensvolle!

Daß du erfreun dich kannst an der blauen Flut,
Die spielend nur ein günstiger Wind bewegt,
Aufblicken kannst mit frohem Herzen,
Nachts zu der goldenen Sterne Lichtern.

Glückwunsch-Telegramm

dem Fürsten Bismarck gesandt am 1. April 1891

Bleib noch lange uns erhalten
Als der Alte uns den Alten,
Doch vom Alter unbezwungen,
Immer jung noch unter Jungen,

Unvergeßlich, unvergessen!
Reich noch sei dir zugemessen
Bestes Gut, von Gott gegeben:
Lust zum Tun und Freud' am Leben.

Glückwunsch

dem Fürsten Bismarck übersandt am 21. Juni 1892, dem Tage der Vermählung seines Sohnes Herbert mit der Gräfin Marguerite Hoyos

Dem Vaterlande galt dein Leben
In langer Jahre Kampf und Strauß;
Viel Ehren hat es dir gegeben,
Dein Herz erfreut hat dir dein Haus.
In deinem Haus' ist dir begegnet
Ein neues Glück in diesem Jahr:
Von deiner Vaterhand gesegnet
Steht vor dir heut ein liebend Paar.
Und will die Welt jetzt wen'ger taugen,
Dich zu erfreun, so wende du,

Die Freude suchend, deine Augen
Dem Glücke deiner Kinder zu.
Das werde dir durch Gottes Güte,
Die selbst dich schirme, treu bewahrt.
Der alte Stamm bringt neue Blüte!
Du weißt, sie ist von guter Art.

Des Kanzlers Schild

1893

Zu einer vom Fabrikbesitzer Conti gestifteten, vom Bildhauer Kiesewalter modellierten Gruppe. An einem alten Eichenstamme hängt ein Schild mit dem Wappen des Fürsten Bismarck. Davor hält ein altdeutscher Ritter zu Pferde die Wacht.

Es hängt an starker Eiche
Des alten Ritters Schild,
Der in dem deutschen Reiche
Als Bester, Treuster gilt.
Es hält davor in Waffen
Die Wacht ein freier Mann,
Der Achtung wohl verschaffen
Sich und dem Schilde kann.

Alt ward in Wind und Wetter,
In Frost und Schnee der Stamm,
Doch treibt er neue Blätter
Im Frühling wundersam.

Er schlug in Felsenspalten
Die Wurzeln tief hinein,
Drum wird er lang' erhalten
Mitsamt dem Schilde sein.

Dein Schild ist's, den du trugest,
Den aus so mancher Schlacht,
Da du die Feinde schlugest,
Du glänzend heimgebracht.
Nun hängt er an der Eiche,
Und ihm zum Hüter ward
Bestellt im neuen Reiche
Die alte deutsche Art.

Die wächst in unsern Gauen
Noch jetzt und bleibt sich gleich;
Ihr magst du wohl vertrauen
Den Schild und auch das Reich.
Sie steht in Grün und Blüten
In jedem Jahr aufs neu.
Den Schatz auch wird sie hüten
Stets furchtlos und getreu.

Zum 1. April 1895

Chorgesang für eine Bismarckfeier

Frühling bringt der Welt aufs neue,
Was der Winter ihr geraubt.
Neu bekränzen Lieb' und Treue
Unsres Helden teures Haupt.
Ihn zu grüßen, ihn zu schauen,
Strömt das Volk aus allen Gauen,
Dankesopfer ihm zu weihn,
Denn Alldeutschlands Herz ist sein.

Deutschen Ehrenhorts Verwalter
Stand er da auf hoher Wacht,
Und noch beut er Trotz dem Alter,
Das sein Herz nicht altern macht.
Viel, o Deutschland, weißt zu melden
Du von deinen greisen Helden,
Die in Kampf und in Gefahr
Führten tapfrer Jugend Schar.

Welch ein Morgen war erglommen
Dem durch ihn geeinten Reich!
Andre Helden werden kommen,
Doch wann wird ihm einer gleich?
Wie ein Stern in Himmels Ferne
Überstrahlt die andern Sterne,
Leuchten noch in spätster Zeit
Wird sein Bild in Herrlichkeit.

Vaterland, o welche Freude,
Daß dein Trost noch bei dir weilt,
Deutscher Männer Augenweide,
Sorg' und Hoffnung mit dir teilt.
Wolle Gott noch lang' den alten,
Treuen Recken uns erhalten,
Großer Zeiten größte Zier,
Deutschlands Kleinod für und für!

Zu einem Eibenholzbecher

Als die beiden großen Eibenbäume, die im Garten des Herrenhauses in Berlin standen, versetzt wurden, mußte der stärkere von ihnen mehrere Äste einbüßen. Einen dieser Äste verschaffte ich mir und ließ aus einem Stück desselben einen Becher mit dem Bismarckschen Wappen schnitzen, den ich dem Fürsten im Jahre 1897 mit folgenden Versen zum Weihnachtsfest übersandte.

Von Eibenholz ein Becher
Sei dir, o Fürst, geweiht,
Der mahn', ein stummer Sprecher,
Dich an vergangne Zeit.
Du selbst, der Eibe gleichend
Scheinst du, so zäh, so fest,
Weit mit den Wurzeln reichend
Und weit mit dem Geäst.

Holz ist's von einem Stamme,
Der wohl bekannt dir war;

Den haben Axt und Flamme
Verschont manch hundert Jahr.
Vom Baum, in dessen Schatten
Du oft gesessen hast,
Eh' sie gestutzt ihn hatten,
Ist dieses Holz ein Ast.

Ein Becher ist geschnitten,
Daraus von kund'ger Hand.
Nimm ihn, drum laß dich bitten,
Als deutscher Treue Pfand.
Dir aber, Teurer, bleibe
Die lang dein eigen war,
Die Lebenskraft der Eibe
Bewahrt noch manches Jahr!

Lob des Druckers

Zum Krause'schen Buchdruckerjubiläum

1870

Der Drucker soll leben —
Die Gläser zur Hand! —
Der, was wir erstreben,
In Formen uns band!
Der macht, daß erschalle,
Vernehmbar für alle,
Von stummem Metalle
Ein Ruf übers Land!

Durch ihn wird beständig
Das flüchtige Wort;
Hingeht es lebendig
Von Orte zu Ort.
Er hilft den Gedanken
Hinweg über Schranken,
Auf schwankenden Planken
Weit schickt er sie fort.

Wie leicht ging verloren
Ein Geistesprodukt:
Zum Leben erkoren
Ist's, wenn es gedruckt.
Wenn's dasteht in Lettern
Und hinfliegt in Blättern,
Dann kann es zerschmettern,
Wenn nieder es zuckt.

Die Gutenbergsmänner,
Wir halten sie wert;
Heil jeglichem, wenn er
Den Meister verehrt!
Da steht er zur Seite
Den Rufern im Streite,
Daß ihnen bereite
Zum Kampf er das Schwert.

Drum keiner vergesse
Mit Lob und mit Preis

Des Manns, der die Presse
Zu handhaben weiß;
Der, redlich sich nährend,
Das Vaterland ehrend,
Die Jugend belehrend
Ausfüllt seinen Kreis.

Hoch lebe der Drucker
Und zeig', was er kann!
Und wer nicht ein Mucker,
Der stoße mit an!
Wer etwas gedacht hat
Und wer es gebracht hat
Dazu, daß es Macht hat,
Der sei unser Mann!

Zur Enthüllung des Jahn-Denkmals in Berlin

August 1872

Es war ein Mann,
Nicht fein und zart,
Doch was er sann,
War deutscher Art.
Rauh war er, hart,
In Not nicht blaß,
In Tat nicht laß,
Und mehr als das:
Ein ganzer Mann in Lieb' und Haß.

Als hoch die Flut
Des Unglücks schwoll,
Blieb er voll Mut
Und Hoffens voll.
Sein Ruf erscholl
Zu ernster Lehr'
Und trieb zur Wehr —
Wie keiner mehr
Wies er das Volk auf Recht und Ehr'.

Der Jugend war
Sein Herz geweiht,
Des Argen bar
In arger Zeit.
Ihn bog kein Leid!
Verfolgt, verkannt,
Fest hielt er Stand,
Mit Herz und Hand
Treu allezeit dem Vaterland.

Die Hülle sinkt,
Die ihn verbarg;
Sein Bild, es winkt:
Seid frei und stark!
Voll Kraft und Mark,
An Geiste klar,
Von Herzen wahr,
Treu immerdar!
Das sei dein Wahlspruch, junge Schar!

Zu sieben Bildern die Worte

Gesprochen auf dem Silberhochzeitsfest des Kultusministers
Adalbert Falk

am 30. Januar 1876

Vielliebes Paar und werte Gäst':
Heil und Segen zu diesem Fest!
Erlaubt's, daß wir in wenig Bildern,
Die nicht lang' dastehn mögen, schildern,
Was in Gedanken sich auferbaut,
Wenn man ein gut Stück Leben schaut,
Das, reich an Früchten mancher Art,
Einem Menschenpaar gegeben ward.
Mancherlei also sollt ihr sehn,
Was geschehen ist und nicht geschehn,
Wovon man gehört hat und gelesen:
Allerlei göttlich und menschlich Wesen
Und zuletzt gar zukünft'ge Ding'.
Will hoffen, daß es wohl geling'!

Erstes Bild

Die Religion

Zuerst Religion sich zeigt,
Als die ihre Hand dem Menschen reicht,
Eine Meisterin und Führerin,
Ihn zu leiten durchs Leben hin.

Wie sie dastehet in dem Bilde,
Ernsthaftig blickt sie, doch mit Milde;
Hält in der Hand ein'n Lilienstengel;
Ihr zu Füßen zwei kleine Engel
Vollführn ein himmlisch Saitenspiel.
Sie aber auf alles Lebens Ziel
Die Augen richtet und die Sinne,
Daß sie zum ewigen Gewinne
Das schaffen möge, was sie schafft.
Sie ist es, die so große Kraft
Im Menschenherzen macht lebendig,
Wenn es ist wahrhaft und beständig.

Zweites Bild

Der eigene Herd

Was ist das Best' allhier auf Erden?
Ein lieb Weib, wem es kann werden!
So antwort't Doktor Luther drauf.
Nun geht ein freundlich Bild uns auf,
Wie es bestellt ist an dem Herd,
Wo es geworden ist und beschert.
Da ist der Mann, froh und zufrieden:
Er weiß es wohl, ihm ist beschieden,
Was knapp wird ausgeteilt und selten;
Des freut er sich und läßt es gelten.

Und wie er wohl sich fühlt, der Mann,
Er sieht ein Mal übers andre an
Das Weiblein, das da sitzt und spinnt.
Es fehlt auch nicht ein lieblich Kind,
Das mit einfältigen Kinderreden
Den Beiden macht ihr Heim zum Eden.
Wohl, daß ein Glück von solcher Art
Auch den Zweien beschieden ward,
Die in vergangener Zeiten Ferne
Es heute schaun und schaun es gerne!

Drittes Bild

Die vier Fakultäten

Wer Ruhm begehrt, müht sich umsunst,
Wenn er nicht wirbt um Frauengunst.
Drum sind im Bilde hier zu schaun
Vier erhabene, hehre Fraun,
Die, wohlberufen und weit bekannt,
Die vier Fakultäten sind genannt.
Theologie die Seelen tränket;
Philosophie sich mit Fleiß versenket
In aller Ding' Ursprung und Grund;
Jurisprudenz tut die Rechte kund
Und waltet schön mit Wag' und Schwert;
Medizin, von Äskulap belehrt,
Quält sich dem kurzen Menschenleben

Die größtmögliche Läng' zu geben,
Mit Kraut und Saft, mit Feu'r und Eisen
Sich günstig und heilsam zu erweisen.
Das sind der schönen Frauen vier
Von großem Lobe und hoher Zier,
Durch die strebsamem Mann die Bahn
Zu Ehren und Kränzen wird aufgetan.
Von Stuf' er so zu Stufe steigt,
Bis daß er es wohl gar erreicht,
Daß er, die einst ihm täten nützen,
Die vier selbst fördern kann und schützen.

Viertes Bild

Die leibliche Speise

Des Geistes Nahrung steht hochgeehrt —
Leibliche Speis' hat auch ihr'n Wert.
Was gäb' wohl bessere Augenweide,
Als wenn im sauberen Werktagskleide,
Fürsichtig, aber mit frohem Schritt,
Eine Hausfrau in die Stube tritt
Und trägt eine Speise, wohlbereitet!
Jedwedem sich das Herz erweitet,
Sieht er sie selbst und was sie bringt;
Der Anblick ihn fürtrefflich dünkt.
Die Kinder springen um sie her,
Haben gar keine Ruhe mehr,

Bis vorgelegt ist und ausgeteilt.
Wo dann Fried' überm Tischtuch weilt
Und heitere Rede würzt das Essen,
Da ist nichts, was erquickt, vergessen.
So haben die heute noch nicht Alten
Ein Viertel Jahrhundert ihr Haus gehalten:
Daß es ihnen bot ein gutes Dach
Für Gemach und für Ungemach;
Daß es den Gast nie sah verdrossen
Und nicht der Armut war verschlossen.

Fünftes Bild

Die Künste

Was könnt' dem Land gut Wetter frommen,
Wollt' nicht schlecht Wetter dazwischen kommen!
Doch wird's mitunter auch zu viel,
Zu kalt, zu finster oder zu schwül,
Oder regnet und stürmt so lange,
Daß dem Herzen wird angst und bange.
Da treten in holdseligem Reihn
Göttliche Jungfraun lächelnd ein,
Zu denen unversehns sich findet
Ein Genius, der Kränze windet.
Verschiedener Art hantieren sie,
Mit lieblicher Töne Harmonie,
Mit Pinselstrichen und Meißelschlägen
Den Tag zum Leuchten zu bewegen —

Oder die Augen, die trübe blicken,
So zu laben und zu erquicken,
Daß sie durch aller Wolken Grau
Hindurchschauen in das Himmelsblau.
Das sind die edeln Künste frei,
Davon zu sehen hier ihrer drei —
Könnten auch wohl noch andere stehn —
Die, hochgehalten und gern gesehn,
In dem Haus, das heut festlich prangt,
Haben Gunst gegeben und verlangt.

Sechstes Bild

Die Erziehung

Wer Kinder aufzieht, kann bewähren,
Daß Vater und Mutter er hält in Ehren,
Abzahlend freudig und geduldig,
Was er blieb seinen Eltern schuldig.
Da lehrt und lernt sich mancherlei,
In der Zeit von dem ersten Schrei,
Der gar seltsamlich tät erschallen,
Vom ersten Lächeln und süßen Lallen
Bis zum Tag, da mit buntem Kranze
Zuerst ein Mägdlein geht zum Tanze,
Oder ein Knab' legt die Waffen an,
Tritt als Krieger ins Haus, als Mann.
Schnell geht ein Jahr hinterm andern her,
Eines leicht und das andre schwer;

Eines nimmt und das andre gibt,
Dies ist fröhlich und das betrübt,
Welchen Segen hat das Haus erfahren,
In dem nach fünfundzwanzig Jahren
Sich eigener Kinder Hände finden,
Um silbern Laub zum Kranz zu binden!

Siebentes Bild

Die Zukunft

Nun zeigt zuletzt ein Frauenbild
Auf den Tag hin, der noch verhüllt
Den Blicken ist, aber kommen soll.
Ernst steht sie da und weihevoll
Und hat einen goldnen Kranz in Händen.
Möchte gern ihn gleich dem Paare spenden,
Denkt doch: Das hat noch gute Zeit!
Bis dahin ist der Weg noch weit!
Im Herzen auch den Wunsch sie hegt:
Die ihr zu Füßen sind hingelegt,
Die Kränze all' erst aufzuheben,
Um sie vorher dem Paar zu geben.
Und das hoffen wir allesamt:
Daß, wenn sie kommt und erfüllt ihr Amt,
Ihr vorgegangen sind tücht'ge Jahr'
Mit heitrer Stirn und bekränztem Haar;
Daß unsers teuern Paares Haus
Sei gesegnet Jahr ein, Jahr aus;

Daß sie vereint noch viel genießen
Des Erhebenden und des Süßen.
Mit Gesundheit und guter Kraft,
Mit Allem, was Wohlbehagen schafft,
Mög' ihnen lang' ihr Leben währen
In Freuden, in Frieden und in Ehren!

Aufs Wohl der Vertrauensfrau

Zur Festsitzung des Wahlvereins der deutschen Fortschrittspartei
den 9. Dezember 1881

Für das Vaterland zu leiden
Dünkt auch zarte Frauen schön;
Wie wir bei den alten Heiden
Schon so manchen Fall gesehn.
Der Germanen blonde Frauen
Zogen mit zum Kampf hinaus,
Die Verwundeten verbanden sie,
Auf der Wagenburg, da standen sie —
Um sogar mit einzuhauen,
Wenn es hieß: 's ist alles aus!

Unsre Fraun, nicht in dem Heere
Zogen sie mit in die Schlacht,
Aber doch so manches Schwere
Haben sie mitdurchgemacht.

Manchen Kummer, manche Plage
Trugen sie, so manches Leid;
Denn der Mann, der agitierende,
Der sonst gern am Arm sie führende,
Hatte, ach, wie viele Tage
Für die Gattin keine Zeit!

Oftmals bat sie ihn zu bleiben:
„Sieh, hier ist es warm und gut.
Horch, wie klatscht es an die Scheiben!
Horch, wie rast des Sturmes Wut!“
Aber nicht ließ er sich halten,
War die Lieb' auch noch so groß:
Wie sich Hektor von Andromache,
Als sie bat, daß er sie froh mache,
Riß er sich von seiner Alten
Mit gepreßtem Herzen los.

Und so stand in stillem Weinen
Manchmal sie am Herd und briet;
Seufzend oft den lieben Kleinen
Summte sie das Wiegenlied.
Wenn sie einsam, treuen Fleißes,
Bei der Lampe strickt' und näht':
Dachte sie des auch arbeitenden
Manns, des für die Freiheit streitenden —
„Wann er wiederkommt, wer weiß es?
Ach, gewiß wird's wieder spät!“

Doch dem Mann im Kampfestoben,
Was wohl gab ihm neue Kraft?
Was hat stärkend ihn erhoben,
Trüber Stimmung ihn entrafft?
Eines, das im Geist er schaute,
Das erhielt ihn froh und frisch:
Gerne dacht' der hart sich Wehrende,
Wie er wohl, der Wiederkehrende,
Fände harrend sein die Traute
Und dazu gedeckt den Tisch.

Darum sei bei diesem Feste
Auch der lieben Fraun gedacht!
Frauenlieb' ist doch das Beste,
Was dem Mann zum Trost gemacht.
Frisch auf das sei angeklungen,
Was die Frau beim Schöpfungsbau:
Ferner den im Kampfe Schaltenden
Stehet bei, ihr friedlich Waltenden!
Die mit uns den Sieg errungen,
Vivat: die Vertrauensfrau!

Adolf Menzel

zu seinem siebzigsten Geburtstage

den 7. Dezember 1885

Dir, alter Meister, zu Freud' und Ehr'
Bringen wir vollen Lorbeer her,
Wie er gebührt ruhmwertem Manne;
Aber das schlichte Grün der Tanne,
Die auf den deutschen Bergen steht
In Winterfrost und vom Sturm umweht,
Darf auch nicht fehlen in den Gewinden,
Die wir wählen zu Angebinden.

Denn eine Göttin von strengem Wesen
Hast du frühzeitig dir erlesen,
Der du gedient hast alle Zeit
Mit reiner und wahrer Frömmigkeit,
Bemüht, mit Arbeit und ernstem Sinnen
Ihr ein Lächeln abzugewinnen,
Zu verdienen dir ihre Gunst.
Da ward dir milde gesinnt die Kunst,
Überschüttete dich mit Gnaden,
Führte dich auf verborgenen Pfaden
Und reichte zum dauernden Gewinn
Dir die goldene Schale hin,
Daß du nicht andern gleich versänkest,
Sondern Unsterblichkeit dir tränkest.

So zeigte sie dir den Weg zum Ruhm,
Führte dich in ihr Heiligtum
Und nahm von den Augen dir die Hülle.
Dir ward zu Teil des Schaffens Fülle,
Die unerschöpfliche, reiche Kraft,
Die immer wieder und wieder schafft,
Ausstreuend, was die Menschen freut,
Wie der Frühling die Blumen streut:
Zahllos sind sie, von tausend Arten,
Doch von den köstlichsten im Garten,
Von der schimmernden Rosen Pracht
Bis zum Blümchen, das unbeacht't
Sich entfaltet in sand'ger Öde,
Ist eines Meisters Werk jedwede
Und vollkommen in ihrer Art.

Und weil im Herzen du bewahrt
Rastlosen Strebens Freudigkeit,
So überwand dich nicht die Zeit,
Die rasch zu Boden wirft manchen jungen,
Das Alter auch hat dich nicht bezwungen.
Drum kannst du fröhlich und mit Vertraun
Weiter hinaus ins Leben schaun,
Um manches Werk noch zu vollbringen
Und zu erfreuen dich am Gelingen,
Wie der Ackersmann, dessen Hand
Im Herbst wirft neue Saat ins Land,
Der neuen Ernten hofft entgegen,
Erbittend für sie des Himmels Segen.

Der Deinen Stolz, auf den mit Neid
Die Fremden hinsehen weit und breit,
Wollest du frohen Herzens sein,
Gern an die kleine Schar dich reihn
Der Jugend von mehr als siebzig Jahren,
Dabei du etliche wirst gewahren,
Die so wie du in frischer Kraft
Noch mannhaft wirken und dauerhaft,
Zu des Vaterlandes Nutz und Frommen,
Und sind nicht mühlos dazu gekommen.

In dieser auserwählten Schar
Mögest du noch so manches Jahr
Schaffen und wirken, lehren und wehren,
Dem teuern Vaterlande zu Ehren.

Die Tagespresse

Zu einem Lebenden Bild auf dem Ballfest des Vereins „Berliner Presse“ am 20. Februar 1886

Groß ist, fürwahr, die Presse und gewaltig,
Ihr Apparat ist schrecklich mannigfaltig.
Betrachten wir nur einmal, was ein Blatt,
Wenn es herauskommt, in und um sich hat!
Der Leitartikel, würdig wie der Chor
Der Alten, hält der Zeit den Spiegel vor,
In welchem sie, enträtselt und entsiegelt,
Mehr oder weniger getreu sich spiegelt.

Zu halten kaum in festgesteckten Grenzen
Anstürmt die Heerschar der Korrespondenzen;
Das Feuilleton baut unterm schwarzen Strich
Sein Schwalbennest, doch bleibt es nicht für sich,
Denn der Roman mit einem mächt'gen Satz
Kommt auch herbei und fordert seinen Platz.
Theater und Musik, geräuschvoll halten
Sie ihren Einzug in des Blattes Spalten,
Und tosend noch in letzter Stunde bricht
Und lärmend ein der Parlamentsbericht.
Locales und Vermischtes stehn beklommen
Und wissen kaum, wo solln sie unterkommen.
Ja, heiße Arbeit hat ein Redakteur,
Ich wollt' es nicht, daß ich ein solcher wär'!
Der Himmel geb' dem, der es ist, Geduld!
Von Wellen stets umbrandet ist sein Pult,
Und alles drängt begehrend sich heran:
Berichterstatter und Depeschenmann,
Der Telegraph schreit und das Telephon
Nach ihm als der entscheidenden Person,
Und die Maschine wartet voll Verlangen
Auf das, was kaum durch seine Hand gegangen.
Geschwind nach Nord und Süd, nach West und Ost
Entführt das frisch gedruckte Blatt die Post,
Und auf dem Flur und auf den Treppen stauen
Sich voller Ungeduld die Zeitungsfrauen.
Vielleicht sogar gibt es ein Extrablatt,
Das schrei'nde Jungen tragen durch die Stadt.

O Göttin Presse, hehre, wundersame!
Auf deinem Haupte leuchtet eine Flamme,
Trägst eine Fackel in der einen Hand,
Um Licht zu spenden weithin in das Land,
Und mit der andern schüttest du vergnüglich
Ein Füllhorn aus, an Neuem unversieglich.
Gewaltig so und doch ein Kind der Stunde,
Hebst du dich ab von goldnem Hintergrunde.
Und ist von Gold wohl auch bei dir nicht alles,
Was sich den Schein gibt edelen Metalles,
Nicht alles echt: von deinen Mängeln läßt
Uns schweigen heute dieses Freudenfest.
Geladen sind dazu die holden Frauen,
Die sollen nur von dir das Beste schauen.
Und wenn sie gern mit ihren zarten Händen
Dem, was wir brachten, ihren Beifall spenden,
Wenn ihnen Freude machte dieses Bild,
Ist alles gut und unser Wunsch erfüllt.

Auf den Tod Leopolds von Ranke

den 23. Mai 1886

Ein langer Erdentag ward dir gegeben,
Und ausgenutzt hast du ihn ohne Wanken.
Bis dunkle Schatten auf dich niedersanken,
Hat reiche Frucht getragen dir dein Leben.

Drum keine Klage dürfen wir erheben,
Daß du entrückt bist dieser Erde Schranken:
Geziemend ist es einzig uns, zu danken,
Und daß wir deiner wert sind, zu erstreben.

Gewesen bist du unserm Volk ein Mehrer
Kostbarer Schätze, und den Völkern allen,
So weit nur Wissensdrang belebt die Geister —

Ein Forscher ohnegleichen und ein Lehrer,
Dazu — ein höher Los ist dir gefallen —
Ein Künstler auch und deiner Kunst ein Meister.

Minona Frieb-Blumauer

† den 31. Juli 1886

Thaliens Liebling ist dahin,
Die uns in Trübsal oft zum Lachen
Bewegt, die heitre Künstlerin!
Was kam Minona in den Sinn,
Uns plötzlich so betrübt zu machen?

Franz Liszt

† den 31. Juli 1886

Der Kirche und der Kunst geweiht
Hat er als Priester sich ergeben
Dem Dienste beider. Wahrlich sehr gescheit!
Denn so erwarb er zu dem ewigen Leben
Sich auch noch die Unsterblichkeit.

Auf Kaiser Wilhelm

I

Für ein Transparent an Haußmanns Weinhaus zum
90. Geburtstage des Kaisers, 22. März 1887

Jetzt neunzigmal ward reif der Wein
Am Rhein- und Moselstrand,
Seit Wilhelm trat ins Leben ein,
Vom Himmel hergesandt.
Es währte lang, bis ihm erklang
Das Glas, dann klang es gut:
Dem König erst, dem Kaiser dann,
Der beides, Ruhm und Lieb', gewann,
Dem treuen Heldenblut.

Noch heut beschirmt er Fried' und Recht
Im neugeeinten Reich,

Wie alter Wein, der gut und echt,
Kraftvoll und mild zugleich.
Kommt, schenket ein vom goldnen Wein
Und ruft's in alle Welt:
Der Vater hoch des Vaterlands,
Der Kaiser hoch im Lorbeerkranz,
Der neunzigjähr'ge Held!

II

Für ein Transparent an Haußmanns Weinhaus zur Jahrhundertfeier des Geburtstags des Kaisers, 22. März 1897

Unsers alten Kaisers Wilhelm
Sei gedacht bei deutschem Wein,
Dessen Herz war treu und bieder,
Der nichts hielt von Prunk und Schein;
Dessen tapfres Schwert gerettet
Uns die Mosel und den Rhein.
Alt' und Junge, ihn zu preisen,
Kommet her und stimmet ein!

Alte, die ihr mitgefochten
Habt in mancher heißen Schlacht,
Elsaß und Lothringen und die
Kaiserkrone heimgebracht;
Junge, die das Reich ihr fandet
Schon in neuer Macht und Pracht:
Unsers alten Kaisers Wilhelm
Sei bei deutschem Wein gedacht.

Trinkspruch auf die Frauen

Ausgebracht auf dem Festessen der „Deutschen akademischen Vereinigung“ am 1. Juli 1887

Schulfragen sind es, die uns viel in diesen Tagen
Beschäftigt haben als hochwicht'ge Tagesfragen.
Und wenn zu kurzer Red' ich jetzt das Wort begehrt,
Denk' ich an etwas, das zur Schule mitgehört.
Ich brauche nicht erst lang' deshalb mich umzuschauen,
Vertreten sind auch hier in unserm Kreis die Frauen.

Sie sind es, denen es vom Himmel ist verliehn,
Uns all', wer wir auch sind, zu Menschen zu erziehn.
Die Schule ohne Haus ist nichts, und ohne Frau
Was ist das Haus? Fürwahr ein miserabler Bau!
Drum, was für Weisheit auch wir lernen oder lehren,
Hauptsache bleibt doch dies, daß wir die Frauen ehren.

Die erste Lehrerin und auch die beste bleibt
Die Mutter, die mit uns die Anfangsgründe treibt.
Durch sie ja lernen wir die Welt allmählich kennen,
Sie lehrt die Sprache uns, die wir so richtig nennen
Die Muttersprache, und sie braucht dazu kein Buch,
Was sie im Kopf hat und im Herzen, ist genug.
Sie führt zuerst uns ein ins Reich der Poesie,
Und wir verlernen, was ihr Mund uns vorsang, nie.

Wenn von der Mutter Arm der Knabe kaum gekommen,
Wird von dem Schwesterlein er in die Lehr' genommen.

Das kleine Mädchen schon übt einen Einfluß aus
Auf ihn, der bildend wirkt und günstig ist fürs Haus.
Sie sänftigt seinen Zorn, hält vor gewagten Schritten
Abmahnend ihn zurück, erreicht durch ihre Bitten,
Daß ein gefangenes Tier er nicht dem Tode weiht,
Durch Tränen weist sie ihm den Weg zur Menschlichkeit.
Sie lehrt ihn höflich sein, wie es sich ziemt dem Mann
Und leitet zeitig ihn zu Ritterdiensten an.

Was tut der Jüngling nicht der Liebsten zu Gefallen!
Er wird ein andrer Mensch, flieht ihr zu Lieb' die Hallen,
Wo Bier verzapft wird, rafft sich auf zu einer Tat,
Die Staunen weckt: entsagt aus Liebe selbst dem Skat;
Zum Dichter macht sogar mitunter ihn die Liebe,
Selbst wenn es besser wär', daß er nur Prosa schriebe.
Der früher wie ein Bär so rauh war — wundersame
Verwandlung! — nur durch sie wird er zu einem Lamme.
Ihn lenkt der Liebsten Blick, Befehl ist ihm ihr Wort,
Und was die Braut begann, das setzt die Gattin fort.
Wohl soll der Mann die Frau erziehn, doch es verirrt
Sich leicht, wer durch die Frau nicht auch erzogen wird.
Wer kann es leugnen, der das sanfte Joch der Ehe
Auf sich genommen? Nein, von allen, die ich sehe
Versammelt hier und die ein solches Glück erlangt,
Verkennt nicht einer wohl, was er der Frau verdankt.
Viel Dinge sind es, die wir anders nicht verstehn,
Wenn bei den Frauen nicht wir in die Schule gehn.
Sie sind's, die angenehm das Leben uns erbaun;
Wenn wir zufrieden sind, verdanken wir's den Fraun.

Sie mehren unser Glück, sie mindern unsre Pein
Und wirken allezeit erziehlich auf uns ein.
Ja, selbst wenn hart und streng sich eine Frau erweist,
Wohltätig wirkt trotzdem sie auf des Mannes Geist.
Der weise Sokrates wär' nicht so weis' gewesen,
Hätt' ihm Xanthippe nicht manchmal den Text gelesen.
Sie zeigte ihm den Pfad zu der Philosophie,
Berühmt geworden wär' er schwerlich ohne sie.
Doch will ich nicht zu viel auf dieses Beispiel geben,
Vielmehr mit größrem Lob die sanfte Frau erheben,
Die immer freundliche Gedanken für uns hegt,
Mit Liebe uns belehrt, uns mit Geduld erträgt,
In harten Zeiten uns mit Mut und Kraft beseelt.
Der arme Junggesell, dem solche Schulung fehlt,
Kann deshalb niemals zum vollkommnen Menschen werden,
Ein Krüppel bleibt er stets, so lang' er lebt auf Erden,
Der Ärmste, niemals schleift er seine Ecken ab,
Und halberzogen nur sinkt endlich er ins Grab.

In allem, Freunde, auch, was wir erstreben, muß
Die Frau uns helfen, dies sei meiner Rede Schluß.
Ein halbes Werk nur ist getan und viele Müh'
Ist aufgewandt umsonst, gewinnen wir nicht sie.
Nichts sind wir, wenn wir nicht die Helferinnen haben,
Die uns zur Seite stehn mit ihren Geistesgaben,
Mit ihrem Herzen, mit dem einfach schlichten Sinn,
Der auch Gelehrte oft weist auf das Rechte hin.
Sie wollen wir auch heut bestrebt sein zu gewinnen —
Es leben hoch die Fraun als unsre Lehrerinnen!

Zum Jubiläum der Universität Göttingen

Den 7. August 1887

Georgia Augusta! Stolz im Reihn
Auftreten darfst du mit den ältern Schwestern.
Weit überragt von mancher an Semestern,
Bist du doch nicht an Ruhm und Ehren klein.

Wie viel glanzvolle Namen wurden dein,
Die Mißgunst selbst nicht wagte zu verlästern,
Indessen du dem Vaterland mit festern
Und festern Banden treu dich wobest ein!

So lang' um dich die grünen Wälder rauschen,
Mög' frohe Jugend im Kollegiensaal
Bei dir den Lehren hehrer Weisheit lauschen!

So lange wachse deiner Sterne Zahl,
Die miteinander lichte Grüße tauschen!
Darauf erklinge heut dir der Pokal!

Auf Theodor Storms Tod

Den 4. Juli 1888

O daß so zeitig schon die Stunde kam,
Die dich hinweg von lieber Arbeit nahm!
Du hättest leben sollen doch, bis du
Wärst müd' geworden und dir wünschtest Ruh'.

Das Alter, das so vieles sonst entrafft
Dem Menschen, nicht zerbrach es deine Kraft,
Das Alter nicht und nicht, daß in der Brust
Den Tod du trugst lang' schon, und hast's gewußt.

Ach, daß noch manches Jahr du mehr und mehr
Uns spenden solltest, wünschten wir, wie sehr!
Doch nun du schiedest, ziemt uns froher Dank
Für alles das, was nicht mit dir versank,
Was du erschufst in langer Jahre Frist.
Wohl uns, daß dieses unser Eigen ist!

Nicht rasch gewannst du dir die Herzen, nicht
So leicht sie dir — dein Wesen war zu schlicht.
Doch was an Dichtung kommt von deiner Art,
Das wurzelt tief, ist fest und winterhart.
Ob Unkraut zu ersticken es sich müht,
Es dringt hindurch, es bricht hervor, es blüht.
Dies Blühn zu sehn, ward dir als reinstes Glück:
Was in die Welt du sandtest, kam zurück,
Wenn spät auch, doch von Sonnenschein beglänzt,
Froh wohlverdienter Ehren und bekränzt.

Du dientest nicht den Menschen, ihre Gunst
Nicht suchtest du, dein Dienen galt der Kunst.
Der gabst du hin dich unverzagt und treu,
Vor dem, was dir das Höchste war, voll Scheu.
Niemals, so lange sich dein Herz geregt,
Hast du mißbraucht, was Gott in dich gelegt.

Was du erschufst, in allem bliebst du rein,
Und was die Muse geben kann, ward dein.

Dem Fels entspringt im Waldgebüsch ein Quell,
Der wie Kristall klar ist und silberhell.
Waldvogelsang umklingt ihn, um ihn prangt
Von Blumen es, von Grün, das ihn umrankt.
Der Wandrer bückt sich, schöpfend mit der Hand
Das Labsal, das ein Gott ihm hat gesandt,
Und der des Wegs kam dürstend und erschlafft,
Erquickung schöpft er, Freude sich und Kraft.
Solch einem Quell ist deine Dichtung gleich,
So klar, so rein, so an Erfrischung reich!

Der Heimat Bild, die singen dich gelehrt,
Lebt fort in dem, was uns durch dich beschert;
Doch nicht allein gehörst der Heimat du,
Das ganze Vaterland warbst du hinzu.
Ja, deine Kunst trug deinen Namen fort,
So weit verstanden wird das deutsche Wort.

So lang' an deutschen Strand die Woge schlägt,
Ins Land hinein der Wind ihr Rauschen trägt,
Die Sonne über Moor und Wiese glüht,
Rotschimmernd Kraut auf stiller Heide blüht;
So lang' noch Herzen schlagen, die erfreut,
Was echte Kunst in goldnen Schalen beut:
So lange wird Deutschland gedenken dein,
Wirst du geliebt, wirst unvergessen sein.

An Klaus Groth

zu seinem siebzigsten Geburtstage am 24. April 1889

Wem ist die Macht, die seltsame, gegeben,
Die Zauber ausübt oder Zauber bricht?
Wer hat die Kunst, verborgnen Schatz zu heben,
Den mancher sucht und findet ihn doch nicht? —
Wer stark und rein, gleich dir, ist und ins Leben
Mit Augen blickt, die hell macht Gottes Licht.
Dir ward verliehn, ein Zauberwort zu sprechen,
Die Blume, die zum Schatze führt, zu brechen.

Die süße Sprache deiner Heimaterde,
Verachtet war sie, keiner sah sie an;
Gleich einer Magd einsam am Küchenherde,
Besucht von Tauben, saß sie oder spann.
Wer dachte noch, daß sie erhoben werde
Zu Ehren einst, befreit von hartem Bann?
Du aber hast erkannt ihr innres Wesen
Und fandest drauf das Wort, sie zu erlösen.

Da führtest du den Menschen sie entgegen,
Die wie ein Mägdlein deiner Heimat war,
Mit treuen Augen, die das Herz bewegen,
Feldblumenkranz in ihrem goldnen Haar.
Und mochte Neid sich noch so eifrig regen,
Es wurde doch das alte Märchen wahr,
Und Aschenbrödel ward durch ihre Schöne
Zur Königstochter, wert, daß man sie kröne.

Nun kann sie froh hinweisen auf ihr Eigen,
Nicht mehr verachtet, nicht mehr arm und bloß;
Nicht mehr, wenn andre reden, muß sie schweigen,
Denn mächtig ist geworden sie und groß.
Einhergehn darf sie in der Ersten Reigen,
Ihr ward des großen Vaterlandes Los:
Verstummt ist längst der Neidischen Geläster,
Und Herrscherinnen grüßen sie als Schwester.

Das ist dein Werk! Du darfst es freudig sagen,
Daß nicht vergebens war dein ernstes Mühn.
Du schufst, wovon in später Zukunft Tagen
Noch deutsches Herz vor Freude wird erglühn.
Lebend'ger Born, um den die Vöglein schlagen,
Den Grün umflicht und Blumen hold umblühn:
Das ist dein Lied, dem Quell gleich, dessen Blinken
Den Wandrer lockt, Erquickung sich zu trinken.

Dein Lied wird bleiben, daß es Freud' bereite,
Und nicht vergehn, ob auch die Zeit verrinnt;
Der Zeit nicht wird's, noch des Vergessens Beute,
Und überm Meer weit singt's ein deutsches Kind;
Das singt hinaus es in die stille Weite
Und weiß es nicht, von wem die Worte sind.
Mehr mag, als alles sonst, dich freun dies Eine:
Was du erschufst, dein Volk hält's für das Seine.

Du hast den Hort gerettet, der verloren
Dem Vaterland für alle Zeiten schien.

Der schlichten Muse hast du Treu geschworen,
Da ward dir Gunst und Glück von ihr verliehn;
Zu ihrem Liebling hat sie dich erkoren
Und lehrte dich die holden Melodien,
Die See und Wald und Feld und Heide singen
Und Menschenherz, in dem sie wiederklingen.

Wir kommen heut, dir, teurer Mann, zu danken,
Und die dir danken, sind nicht wir allein,
Weit über deiner lieben Heimat Schranken
Stimmt Deutschland heut, Alldeutschland, mit uns ein:
Mög' Freude dir das Alter überranken,
Im Herbst dich laben milder Sonnenschein.
Wenn nichts zum Lohn sonst deiner Kunst dir bliebe:
Mehr als du weißt, erwarbst du Dank und Liebe.

Gottfried Keller

zum siebzigsten Geburtstag, den 19. Juli 1889

Die Schweiz ist unser! Mit dem deutschen Land
Verbindet sie ein unzerreißbar Band.
Das hielt schon lang trotz manchem Zank und Streit
Und halten wird es auch in künft'ger Zeit.
So lang' die Schweiz in deutscher Zunge singt,
Ihr Lied vertraut zu uns herüberklingt,
So lange bleibt das Bild auch unversehrt
Der Mutter, die uns gleichen Laut gelehrt.

Du bist von denen einer, deren Sang
Aus Schweizerland hinein in Deutschland klang
So laut, so süß — sein Echo war der Ruf
Der Freude, die dein Schaffen in uns schuf.
Im Sturme nicht nahmst du die Herzen ein,
Der Kreis der Deinen, lange blieb er klein;
Treu aber waren dir, die du gewannst,
Hoch hielten sie und fest, was du ersannst;
Für dich zu werben, Ehre war's und Lust
All derer, die um deine Kunst gewußt.
Nun brauchst du nicht die Werber mehr, vom Rhein
Sind bis zur Memel wieviel Herzen dein!
Von deiner Heimat Firnen bis zum Strand
Der Ostsee ist dein Name wohlbekannt.
Sie wissen's all nun schon seit langer Frist,
Daß, Schweizer Mann, du Deutscher Dichter bist.

Ein Siebzigjähr'ger jetzt blickst du zurück
Auf alte Zeit, auf alt und junges Glück.
Wer ist von Herzen frischer noch als du?
Dein Lorbeer grünt, und neuer wächst dir zu.
Freu' dich des Tags, der dich mit Ehren kränzt,
Der warm und sonnig auf dich niederglänzt!
Hinüberreicht dir in das Schweizerland
Das deutsche Volk, zu grüßen dich, die Hand.
Des Danks Gefühl ist's, was uns tief erregt;
Du schenktest uns, was froh macht und bewegt;
Was reich uns macht und gibt dem Leben Wert;
Wer von dir geht, ist fröhlich und belehrt.

Ein voller Kranz sei dir dafür gereicht,
So schön, daß keiner von den andern gleicht
Dem Kranz, den Deutschland dir entgegenbringt,
Dir, dem bei uns so manch ein Becher klingt
An deinem Festtag, voll von goldnem Wein.
Froh sei dein Alter, reich an Sonnenschein!

Theodor Fontane

zum siebzigsten Geburtstag, den 30. Dezember 1889

Dir liebem Führer durch den Sand der Mark,
Dir dem Erzähler, dem so gern ich lausche,
Vor allem dir dem Sänger, dessen Lied
Mich hinreißt und die Seele mir bewegt,
Bring' ich von Herzen meinen Glückwunsch dar.
Auch wenn als Richter du ein neues Stück
Beurteilst, hör' ich aufmerksam dir zu.
Wenn ich nicht immer deiner Meinung bin,
Hör' ich doch immer deine Meinung gern,
Denn fern ist alles Handwerksmäß'ge dir,
Und Leben ist in allem, was du sagst:
In jedem Wort spür' ich des Mannes Herz.
Dem Heimatboden dankst du deine Kraft,
Und was entwachsen diesem Boden kann,
Auf mancher Wandrung hab' ich es gesehn,
Wenn still ich stand vor einem Kiefernbaum.
Im Süden, dacht' ich, kann man lange suchen,
Eh' einen Baum man trifft, der diesem gleich,

So schön, so stark und von so eigner Art!
Mit einem solchen Baum vergleich' ich dich,
Und auch das Alter hast du ungefähr,
Da solch ein Baum der heimatlichen Heide
Steht in der ganzen Fülle seiner Kraft.
So mögst du lang noch stehn im Sand der Mark
Zur Freude uns, dem Vaterland zur Ehre!

Auf den Tod des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke

Den 24. April 1891

Feminis lugere honestum est; viris meminisse.
Cornelius Tacitus: De moribus Germanorum, cap. 27.

O Vaterland! Der alles überwindet,
Hat deinen stärksten Krieger dir gefällt.
Ein lebend Zeugnis deines Ruhmes schwindet
Mit ihm, der eben hinging aus der Welt.

Doch woll' nicht lang die Blicke traurig senken,
O Vaterland, nein, richte sie empor!
Ein kurzes Trauern und ein lang Gedenken
Verlangt er, den das deutsche Volk verlor.

Ihm ward verliehn, was wenigen auf Erden
Das Schicksal als der Gaben beste bot:

So hochbejahrt und doch nicht alt zu werden!
Reich war sein Leben, lieblich war sein Tod.

Es war kein Streiten, war kein heftig Ringen,
Als ihm des Lebens letzte Stunde schlug,
Als ihn die Schatten linder Nacht umfingen:
Des Engels leiser Wink — das war genug.

Ihm ward zuteil, was wen'gen wird beschieden,
Uns strahlt sein Bild in nie getrübtem Glanz.
Des Helden Kranz bracht' ihm der Krieg, im Frieden
Hat er erworben sich des Bürgers Kranz.

In ihm erschloß sich deutschen Wesens Blüte
In reinster Art: in ihm rang sich ans Licht
Ein großer Geist, dazu ein Herz voll Güte
Und hohem Sinn, der einfach bleibt und schlicht.

Er ist dahin, vor dem die Feinde schwanden,
Der Sieger, der uns Schlacht auf Schlacht gewann:
Der große Schweiger, der so wohl verstanden
Zu reden auch, ist nun ein stiller Mann.

In der Geschichte Buch einst wird man lesen:
Was groß und edel, war in ihm vereint.
Den Feinden ist so furchtbar er gewesen
Wie niemand sonst — und hatte keinen Feind.

Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens von Heinrich Haußmanns Weinhaus in Berlin

Den 1. Oktober 1890

Ein Vierteljahrhundert ist vergangen,
Seit Heinrich Haußmann hat angefangen
Hier auszuschenken Moselwein.
Berlin war damals noch ziemlich klein,
Er selbst noch schlank, und Julius*) war
Noch ein Jüngling mit vollem Haar.

Das Jahr war's nach dem Dänenkrieg,
Der beendet wurde durch eil'gen Sieg,
Als Haußmanns Weinhaus ward eingeweiht.
Es war eine gar trinkhafte Zeit.
Vorher ein Krieg, ein Krieg nachher:
Da war des Weines viel Begehr;
Viel Neues brachte jeder Tag,
Dabei man nicht trocken sitzen mag,
Sondern trinkt und anklingt, daß es klirrt,
Wobei es später und später wird.
Dann kam die große Zeit ins Land:
Der Himmel wie in Flammen stand
Von den Blitzen, die blutroten Scheins
Herunterzuckten jenseits des Rheins.

---

*) Heinrichs jüngerer Bruder.

Da fuhr ein Blitz dem andern nach,
Und unter des Donners lautem Gekrach
Scholl es Hurra! und Viktoria!
Wein war zum Glück ausreichend da.
Durchzecht da wurde manche Nacht,
Gefeiert Sieges= auf Siegesschlacht.
Dem greisen Helden die Becher klangen,
Der mit voran in den Kampf gegangen,
Bismarck und Moltke, den zwei Getreun,
Und allen, die mitschlugen drein,
Mit kühnem Herzen und Schwertesstreich
Mithalfen bauen das Deutsche Reich.

Wie schnell ist Tag um Tag entflohn!
Nun sind es die neunzehn Jahre schon,
Seitdem der Friede blieb unversehrt,
Erworben uns und bewahrt durchs Schwert.
Der Hirt in Ruh' seine Herde weidet,
Der Winzer seine Reben schneidet,
Der Kaufmann handelt mit seiner War'.
So ging ein Jahr hin ums andre Jahr,
Und jedes bracht' einen neuen Wein –
Hätt' manchmal wohl können besser sein.
Aufwuchs indessen ein neues Geschlecht,
Das wacker doch wie das alte zecht
Und schwingt den Becher mit vielem Fleiß.

Ein andrer ward hier der Zecher Kreis,
Seit Glas an Glas klang zum erstenmal

In Haußmanns altem Weinlokal.
Schon zogen nicht alle mit ihm aus,
Da er erbaut sich sein eigen Haus.
Der große Schnitter hielt seinen Gang:
So mancher ward, der einst lustig trank,
Hinausgerufen und kam nicht wieder;
Einer sank nach dem andern nieder,
Ein Platz ward nach dem andern leer.
Mußten zusammenrücken sehr,
Derweil sich andre zugesellt –
Wie's so geschieht im Gang der Welt.

Doch die wir leeren das Glas noch heut,
Beschieden sei uns noch gute Zeit.
Ihm vor allem, des Hauses Herrn,
Krankheit und Kummer bleib' ihm fern.
Der Himmel ihm viele Freud' gewähr',
Gute Jahrgäng' ihm und uns bescher'
An der Mosel, die mit gewundnem Gange
Durch das Land läuft wie eine Schlange –
Daher zu seinem und unserm Frommen
Einst Heinrich Haußmann zur Spree gekommen.
Sein Weinhaus blühe und gedeih'
Noch lange, von bösen Säuren frei!

Ein Ort willkommner und langer Rast
Sei es auch ferner gutem Gast,
Der nach des Tags mühsel'gen Werken
Sich mag mit goldnem Tranke stärken.

So soll es bleiben Jahr für Jahr,
Derweil der Wein gut bleibt und klar,
Das Reich regiert wird von milder Hand
Und Friede waltet im Vaterland.

Zur Säkularfeier der Singakademie zu Berlin

Den 26. Mai 1891

Festgesang, komponiert von M. Blumner

Laut erschallen Jubelweisen,
Hoch von Festesglanz belebt,
Unsern schönen Bund zu preisen,
Der zum Höchsten uns erhebt.
Heil'ge Kunst, entstammt von oben,
Schloß einst des Vereines Band
Und sein Tun war, Gott zu loben,
Während ein Jahrhundert schwand.

Laßt des Stifters treu uns denken,
Dessen Segen auf uns ruht;
Uns in seinen Geist versenken,
Führt zu dem, was groß und gut.

Einen Platz hat er bereitet
Edlen Klang zu heil'gem Wort,
Und der Geist, der ihn geleitet,
Lebt in seinem Werke fort.

Diesen Geist uns treu zu wahren,
Sei gelobt mit Herz und Mund,
Daß, wie in entschwundnen Jahren,
Fest bestehe unser Bund.
Allzeit ferner in ihm walte,
Was ihm Kraft gibt und Gedeihn,
Und so geh' er als der alte
In ein neu Jahrhundert ein.

Aufs Wohl der Dichtersfrau

Gesprochen am 50. Geburtstag Heinrich Seidels,
den 25. Juni 1892

Des Dichters Seidel haben wir
Gedacht mit Preisen und Loben
Und ihn beim vollen Glase hier,
Wie er's verdient, erhoben.

Nun bitt' ich nach gutem deutschem Brauch
Noch einmal einzuschenken
Und seiner bessern Hälfte auch
In Ehren zu gedenken.

Der bessern, wenn auch offenbar –
Nicht schwer fällt's zu entscheiden –
Sie heute noch ist und immer war
Die kleinere von beiden.

Sie ist es doch – wer kann darin
Mit seiner Meinung schwanken? –
Der wir als seiner Helferin
So vieles Gute verdanken.

Wär' er, wie mancher arme Wicht,
Ein Junggeselle geblieben,
Ich glaube sicher, er hätt' uns nicht
Den Leberecht Hühnchen geschrieben.

Auch manches andre hätt' er nie
Zustande gebracht – ich wette –
Grad' von dem Besten, wenn nicht sie
Dabei geholfen hätte.

Glaubt's, durch ihr Dasein und daß sie ihn
Umfaßt mit Lieb' und Güte,
Kam er erst in das rechte Blühn,
Wo Blüte folgt auf Blüte.

Und wenn in das, was er ersann,
Wir schauen, uns zu erquicken,
So glauben wir wohl dann und wann
In ihr Gesicht zu blicken.

Weil seine Dichtungen sind erlebt,
Hat er, wenn auch für jeden
Nicht sichtbar, ihr Bild hineingewebt
Mit allerzartesten Fäden.

Was überhaupt kann ein Poet
In dieses Lebens Wildnis
Erreichen, wenn nicht zur Seit' ihm steht
Ein holdes Frauenbildnis?

Erst wenn an seinem eignen Herd
Ein holdes Wesen waltet,
Erhält es alles den rechten Wert,
Was dichtend er gestaltet.

Und was er als einsamer Mann
Wohl suchen würde vergebens:
In Freud' und Leid erschließt sich dann
Das Ganze ihm des Lebens.

Es sorgt für ihn mit Zärtlichkeit
Die Frau, indessen er dichtet,
Und schafft, daß zu der rechten Zeit
Das Essen ist angerichtet.

Und selbst ein Dichter, mag er auch oft
Die ganze Welt vergessen,
Sobald es Mittagszeit ist, hofft
Er auf ein gutes Essen.

Es sorgt die treue Dichtersfrau
Auf ihre bescheidene Weise
Für ihren Gatten und weiß genau,
Wann Trank er braucht und Speise.

Sie macht es auch, was vor der Welt
Sehr wichtig nach meiner Meinung,
Daß etwas Propperes er behält
In seiner äußern Erscheinung.

So ist die Gattin bemüht um ihn
Im Hause und nicht minder
Nach außen hin. Um beide erblühn
Indessen liebe Kinder.

Zu Seidel selbst kehr' ich nun zurück,
Und überschauend sein Leben
Sag' ich: Was für ein großes Glück,
Daß ihm die Gattin gegeben!

Dies Glück, das möge jahraus jahrein
Ihm ungeschmälert bleiben.
Mög' er in diesem Sonnenschein
Noch viele Bändchen schreiben.

Zur Seite bleib' ihm, sich freuend mit
An dem, was er empfangen,
Die liebe Frau, die mit leisem Schritt
Bisher zur Seit' ihm gegangen.

Sich freuend an dem, was er erreicht,
Bleib' sie ihm hilfreich zur Seite,
Indessen seine Locke bleicht,
Die jugendlich braun noch heute.

Ich bitte alle, die ich hier schau',
Mit mir das Glas zu erheben:
Die liebe freundliche Dichtersfrau,
Frau Agnes Seidel soll leben!

Zur Einweihung eines neuen Künstlerateliers

1891

Die Werkstatt, die wir heute weihn,
Soll eine glückliche Stätte sein,
Wo Friede wohnt und Segen waltet,
Und Erfreuendes sich gestaltet;
Wo gern einkehren gute Gesellen
Und Kunden, die was Rechts bestellen;
Aus der hervorgehn gute Werke,
Darin sich Schönheit paart mit Stärke,
Die fröhlich sendet ihr Bildner aus,
Und die auch kommen ins rechte Haus.

Darauf bring' ich dies Glas dem Meister,
Harro Magnussen so heißt er,

Auf sein und seiner Kunst Gedeihn,
Daß hier ihm mögen Gehilfen sein
Ein warmes Herz, ein klarer Verstand,
Ein sichrer Blick, eine glückliche Hand
Und Gesundheit dazu und Kraft;
Daß viele froh mache, was er schafft,
Daß Wohlfahrt ihm und Ruf sich mehre,
Seine Kunst ihm Freude bringe und Ehre.

Patenspruch für ein Kind

1893

Du, liebes Mädchen, bist noch klein,
Bist noch ein schwaches Kind,
Dein Herz ist noch so fromm und rein,
Wie Kinderherzen sind.

Die wir die Hände über dir
Jetzt halten, sind nur schwach;
Dem Schlaf entgegen gehn auch wir,
Die jetzt sind für dich wach.

Drum wollen wir dich Gott vertraun
In Freuden und in Schmerz;
Dir ist's beschieden, ihn zu schaun,
Wenn rein dir bleibt dein Herz.

Professor Paul Ascherson

zur Feier des Jubiläums seiner 25jährigen Wirksamkeit an der Berliner Universität

Den 4. Juni 1894

Der uns der Heimat Pflanzenwelt erschlossen,
Dem haben vielen Dank zu bringen heut
Nicht nur Gelehrte und Berufsgenossen,
Nein, auch die Laien, die er mit erfreut.

Ein Mann der Wissenschaft half er ergründen
Das tiefere Geheimnis der Natur;
Dem Laien war ein Führer er, zu finden,
Was lieblich blüht und reizend auf der Flur.

Ja, der Botanik steht nicht allzu ferne
Die Poesie, es streift sie leis' ihr Hauch.
Bekümmert sie auch nicht sich um die Sterne,
Mit Rosen doch beschäftigt sie sich auch.

Und auch denjen'gen, den mit Jubeltönen
Begrüßen heut im Ernst wir und im Scherz,
Auch den hat nicht die Wissenschaft dem Schönen
Entfremdet, nein, ihm zugewandt sein Herz.

Der ernste Forscher doch ist er geblieben,
Im Finden groß und im Erkennen stark,
So hat er alles, wie es scheint, beschrieben,
Was irgendwo hervorkommt in der Mark.

Von einem Ende hat er bis zum andern
Durchstreift die Heimat ohne Rast und Ruh,
Und eine Freude ist's, mit ihm zu wandern,
Denn alles kennt er, alles nickt ihm zu.

Wenn aber doch in märk'schen Waldes Grunde
Noch eine Pflanze stände, an Geschlecht
Und Art noch unbekannt, der keine Kunde
Bisher geholfen hat zu ihrem Recht –

Natürlich müßte von den bessern Pflanzen
Sie, von den angenehmern eine sein,
Von Spießen starrend weder, noch von Lanzen,
Kein Sumpfgewächs und auch nicht giftig, nein! –

Ja, lernten wir so eine Pflanze kennen,
Dann schlüg' ich vor, ich tät es ganz gewiß,
Sie Aschersonia von Geschlecht zu nennen –
Ihr Speziesname wär' amabilis.

Zu Hans Sachsens Gedächtnis

Den 5. November 1894

Vergangen sind vierhundert Jahr,
Nachdem Hans Sachs geboren war
In Nürnberg, der guten alten Stadt,
Wo er sein Handwerk betrieben hat

Lange Jahre mit großem Fleiß,
Damit erwarb viel Lob und Preis.
Auf seinem Schusterschemel er saß,
Dabei der Dichtkunst nit vergaß,
Sah auf die Dinge der Erde hin
Mit hellen Augen und klugem Sinn,
Und was er sah und was ihm paßte,
Er kunstgerecht in Reimlein faßte.
Die aber las ein jeder froh
Und sagte: „Jawohl, es ist auch so.“

Was würd' der alte Hans Sachs wohl sagen,
Käm' er zurück in unsern Tagen?
Vielleicht: „Die Welt sieht noch so kraus
Beinah wie in meinen Tagen aus,
Als ich mein Augmerk auf sie gerichtet,
In vielen Reimen sie habe bedichtet.
Überall ist der Teufel los:
Der Pfaffen Trug ist noch immer groß,
Der Ritter nit des Bürgers acht't,
Der Bau'r auf sich selbst nur ist bedacht,
Der Krämer denkt allein ans Schnappen,
Jeder Narr sich freut seiner Kappen,
Der Schreiber sich dünkt, wer weiß was, zu sein,
Der Wirt noch immer fälscht den Wein,
Die Weiber stecken voll Schelmerei,
Die Jungen sind überall dabei,
Wo es zu mausen gibt und zu naschen,
Lassen nit gern sich überraschen.

Gesetz und Recht sind noch immer krank,
Gute Tat findet selten Dank,
Nicht oft Verdienst gebührende Ehr',
Schmeichelei und Lüge florieren mehr.
Doch auch in dieser Zeit gedeiht
Wohl noch ein wenig Redlichkeit,
Ein wenig Rechtschaffenheit und Treu,
Die ohne Furcht ist und ohne Scheu,
Noch etwas Eifer für das, was gut,
Noch etwas echter deutscher Mut,
Um da, wo es nottut, dreinzuschlagen.
Drum, daß aus allen Wirren und Plagen
Zuletzt doch Glück und Heil erwachs'
Dem deutschen Lande, das wünscht

Hans Sachs."

Rudolf Genée

zum 70. Geburtstag, den 12. Dezember 1894

Siebzig Jahr! Doch noch kein greiser
Alter sitzt er da beim Wein,
Nur ein ungewöhnlich weiser
Jüngling scheint er uns sein.

Zwar „die ersten siebzig Jahre
Unsres Lebens", sagt ein Mann,
„Sind die besten." Ei bewahre!
Ich für mein Teil zweifle dran.

Auch mit siebzig, fröhlich wallt er
Durch die Welt, wer hofft und strebt.
Siebzig Jahr sind noch kein Alter,
Wenn man nicht zu schnell gelebt.

Wenn man ruhig mit Bedacht sich
Umsieht von des Lebens Höhn:
Zwischen siebzig erst und achtzig
Wird das Dasein wirklich schön.

Wenn die wilden Leidenschaften
Sind gedämpft in ihrer Glut,
Und es blieb das Edle haften,
Und der Appetit blieb gut –

Und in wackrer Männer Kreise
Mundet noch ein guter Trunk:
O dann ward man nicht zum Greise,
Sondern blieb im Herzen jung.

Das auch ward gewährt dem Manne,
Dem heut unsre Feier gilt;
Frei von trüben Alters Banne
Strahlt uns noch sein freundlich Bild.

Heiter kann er und zufrieden
Rückwärts heut und vorwärts schaun,
Denn ihm ward die Lust beschieden
Und die Kraft zum Weiterbaun.

Mög' er auch in künft'gen Tagen
„Zielbewußt“ und „unentwegt“
Weiter seine Leier schlagen,
Die er stolz=bescheiden trägt.

Wenn das Küssen und das Kosen
Auch wohl kaum aufs neu beginnt;
Ei, der Herbst hat auch noch Rosen,
Die nicht zu verachten sind.

Unser Wunsch ist, daß im Leben
Manche Freude noch erwachs'
Unserm Freund. Und mög' er heben
Manchen Schatz noch aus Hans Sachs.

Eine güt'ge Parze spinne
Fort den Faden seines Seins!
Auf sein Wohl in diesem Sinne
Sei geleert ein Becher Weins!

An die Männer von Gabelbach

Zur Kirmesfeier am 18. Februar 1895

Den wackern Männern von Gabelbach,
Denen wir freudig eifern nach,
Sei in das schöne Thüringer Land
Vom Spreefluß Handschlag und Gruß gesandt.

Wohl euch, die ihr im Walde hauset,
Und allem was rauschet und was brauset,
In Muße könnt und in Frieden lauschen,
Zumal dem lustigen Waldesrauschen,
Dem Quell, der von dem Felsen springt,
Dem Vogel, der auf dem Zweige singt!
Doch auch in der Großstadt Dunst und Gedränge,
In der tobenden Menschenmenge,
Am Schreibpult und am grünen Tisch,
Gibt's Männer, die froh und frei und frisch
In ihren Herzen, die nicht erkalten,
Sich Fühlung mit der Natur erhalten,
Mit dem Gesang im grünen Hain,
Mit Frühlingsblüten und Sonnenschein,
Mit lachenden Fluren und Geländen
Und andern erfreulichen Gegenständen.
Ist's auch nur in der Erinnerung,
Es hält sie bei gutem Mut und jung,
Wird ihnen das Haar auch grau und grauer
Und das Dasein mitunter sauer,
Wenn jeder Tag bringt seine Last
Und auf Erledigung drängt mit Hast.
Ein Glück ist es, daß die Poesei
Nicht in Wäldern nur und auf Bergen frei
Ihren Verkehr und Umgang hat;
Sie scheut sich auch nicht vor der großen Stadt:
Selbst über das Schuttland, das sich breitet
Rings um die Metropole, schreitet
Die kecke Muse mit sichrem Gange

Sorglos und furchtlos, und nicht bange,
Die zarten Füße sich zu verderben
An Draht und Blech, an Steinen und Scherben.
Viele Treppen steigt sie hinauf,
Sucht ihre Schutzbefohlenen auf,
Die sie ehren mit Leierschlagen
In guten und in bösen Tagen –
In guten, die Freude zu erhöhn
Mit Reimen und anderem Getön;
In bösen, die Sorgen wegzubannen,
Daß sie eilfertig ziehn von dannen.
Daß einen guten Trunk wir schätzen,
Ist wohl kaum nötig hinzuzusetzen,
Die Männer des deutschen Reimvereins
Wissen darin mit euch sich eins.
Gottlob, auch in der Hauptstadt Mauern,
Wo viele Fälscher und Manscher lauern,
Wissen sie doch zu jeder Frist,
Wo etwas Gutes zu finden ist.
Und wo sie sich beim Guten finden,
Da pflegt die Zeit rasch hinzuschwinden,
Bei munterm Wort ohne Falsch und Streit
In echter deutscher Gemütlichkeit.
In ihrem dunkeln, doch richt'gen Drange
Zechen sie viel und zechen lange;
Oft lassen, eh' sie heimwärts wallen,
Die letzte Pferdebahn sie verfallen.
Weil gar so kurz das Leben scheint,
Bleibt möglichst lange man vereint.

Jetzt aber füllen wir das Glas:
Den wackern Freunden gelte das,
Es wachs' und blühe die Gemeinde,
Die immer mehr sich uns befreunde,
Uns näher tretend nach und nach.
Hoch die Gemeinde Gabelbach!

Je länger je lieber

Zum 1. April 1895

Es gibt eine Blum', in Heck' und Strauch
Blüht sie den Sommer über,
Schön anzusehn und duftig auch,
Sie heißt: Je länger je lieber.

Noch blüht sie nicht, sonst wär' ein Strauß
Davon gut zu verschenken.
Der Name der Blume spricht es aus,
Was jetzt so viele denken.

Je länger je lieber, wenn je das galt,
So gilt es von dem alten
Geliebten Helden im Sachsenwald,
Der bleib' uns noch lang erhalten!

Dem Staatssekretär im Reichs-Postamt, Dr. G. v. Stephan

Der fünfeckige Tisch bei Haußmann zum 26. April 1895

Fünf Ecken hat noch immer
Ein Tisch in Haußmanns Haus,
Doch sieht's deshalb nicht schlimmer
Um Wein und Gäste aus.

Noch immer kreist der Becher,
Ob eckig auch der Tisch;
Im Kreise kluger Zecher
Bleibt fröhlich man und frisch.

Doch heute soll erklingen
Das Glas besonders klar:
Es gilt, ein Hoch zu bringen
Verehrtem Jubilar.

Der seit des Reichs Erstarken
Mit Tatkraft und Verstand
Auf dem Gebiet der Marken
Als Oberfeldherr stand;

Der bleib' uns frisch und heiter,
Der fünfundzwanzig Jahr
Der deutschen Post ein Leiter
An höchster Stelle war.

Noch lange mög' ihm schmecken
Der Mosel goldner Wein!
Darin an den fünf Ecken
Stimmt alles überein.

Die Gläser all' erheben
Und klingen fröhlich an
Und rufen: Hoch soll leben
Der hochverdiente Mann!

Auf Waldeck

den 12. Mai 1895

Seit Waldeck ist von uns gegangen,
Sind fünfundzwanzig Jahr entflohn.
Viel durften wir seitdem empfangen
Als blut'gen Ringens reichen Lohn.

Nur eines, ach, war nicht beschieden
Dem nach ihm kommenden Geschlecht:
Ein Mann wie er, der ohn' Ermüden
Im Kampf für Freiheit stand und Recht.

Unbeugsam, kühn, des Wortes Meister,
Groß denkend war er, treu und wach;
Ihm aber folgten kleine Geister,
Ach, was für kleine Geister nach!

Adolf Menzel

zum 80. Geburtstag den 8. Dezember 1895

Was unser Vaterland erhalten
An Schätzen durch des Himmels Gunst,
Wie viel davon verdankt's den Alten
Im Krieg und Rat und in der Kunst!

Ein Alter war's im großen Kriege,
Dem ewig Ehr' und Ruhm gebührt,
Der Deutschlands Heer von Sieg zu Siege
Als Schlachtendenker einst geführt.

Ein Alter hat im Rat gewiesen
Den Weg, der hoch geführt hinauf;
Noch schaun wir zu dem alten Riesen
In freudiger Verehrung auf.

Vor einem dritten Alten heute
Neigt sich das Volk und jauchzt ihm zu.
Der uns durch edle Kunst erfreute
In deutscher Treue, das bist du!

Du, alter Meister, dem entgegen
Heut unser Herz in Freuden schlägt;
Du bist's, vor dem wir niederlegen
Heut Kranz um Kranz froh und bewegt.

Noch hat dich nicht die Last der Jahre,
Dich nicht das Alter übermannt.
Noch sieht dein Blick das Wunderbare,
Und was er sieht, schafft deine Hand.

Frisch hielt der Geist sich dir, dem Alten,
Noch ungebrochen, unerschlafft.
So bleib' auch ferner dir erhalten
Die Lust zum Schaffen und die Kraft.

In deines Alters Tage glänze
Noch manches Frühlings Sonnenschein,
Daß du erfreun dich kannst der Kränze,
Die Dank dir und Bewundrung weihn.

Tischlied

zum Festessen des deutschen Schriftsteller-Verbandstages in Berlin, am 7. September 1896

Mel.: „Strömt herbei, ihr Völkerscharen" usw.

Auf, und laßt uns fröhlich tagen
Hier am grünen Strand der Spree!
Freude zieh' und Wohlbehagen
Unsre Herzen in die Höh'.
Zu dem hellen Gläserschalle
Kling' ein Lied nach deutschem Brauch!
Zwar Kollegen sind wir alle,
Aber Menschen sind wir auch.

Jedem Heil, der aus Ideen
Zieht der Dichtung Honigseim!
Gern sei jeder hier gesehen,
Ob ihn Prosa nährt, ob Reim.
Brudergruß auch dem Skribenten,
Den nicht mal der Kürschner kennt!
Und sogar dem Rezensenten
Sei das Dasein heut gegönnt.

Sei verbannt in Nebelfernen
Alles, was uns sonst entzweit!
Zwischen Alten und Modernen
Ruhe heut der heiße Streit!
Friedlich eine diese Feier,
Was sich sonst nur schlecht verträgt;
Schlage jeder seine Leier,
Wenn er sonst nur niemand schlägt!

Holde Fraun auf unsern Bahnen
Konkurrieren mit uns gern.
Fixer sind sie in Romanen
Meistens als der Schöpfung Herrn.
Dennoch sollen stets sie bleiben
Engel uns aus Himmelshöhn.
Hoch die Fraun, auch wenn sie schreiben,
Denn sie sind ja doch so schön.

Aus Autorenschädeln schlürfen
Die Verleger ihren Sekt;

Warum sollen sie's nicht dürfen,
Wenn's nur wirklich ihnen schmeckt!
Hoch auch sie, die uns verlegen,
Wenn sie zahlen bar und prompt!
Trinket drauf, daß reicher Segen
Uns aus ihren Truhen kommt.

Doch es muß auch Leute geben,
Die da lesen, was man schreibt;
Wovon soll der Dichter leben,
Wenn er ungelesen bleibt?
Zwar durch Leser selbst in Haufen
Wird es nicht allein gemacht;
Allen drum, die Bücher kaufen,
Sei ein donnernd Hoch gebracht!

In das Ausstellungs-Gedenkbuch 1896

Von Schreibtisch und Werkstatt

Jetzt an die siebenunddreißig Jahr
Hauf' in Berlin ich! Vor Zeiten war
Es eine gute Mittelstadt —
Wie es seitdem sich verändert hat!
Wo ich mich einstmals niederbückte,
Vom Boden wilde Blumen pflückte,
Hat Haus an Haus im Lauf der Zeit
Und Straß' an Straße sich gereiht.

Ich sah Berlin, das eingeengte
Und sah, wie es die Fesseln sprengte,
Den es umspannenden Mauernring,
Gewaltig dann in die Breite ging;
Wie es zur Welt- und Kaiserstadt
Allmählich sich ausgewachsen hat.

Das schuf in Mühen schwer und heiß
Industria, auf deutsch der Fleiß,
Den gar eindringlich einen Mann
Eine Stadt im Wachsen lehren kann.
Und während er sorgt und schafft und ringt,
Den Meißel führt oder den Hammer schwingt,
Es um ihn dampft und sprüht und klirrt,
Sein Leben darum nicht freudlos wird.
Auch in der Hauptstadt Lärm und Tosen
Bauen Schwalben und blühen Rosen,
Sogar im Zentrum der Industrie,
Und wer sie sucht, der findet sie.

Die drei zinnernen Kannen

Gesprochen in Haußmanns „Gerichtslaube“, den 6. Sept. 1896

Drei Kannen aus Zinn gestanden haben
Im alten Rathaus einst zu Traben,
Bevor das Feuer es hat verzehrt;
Die sind gefüllt worden und geleert

In Ehren manch ein hundert Jahr,
Davon keins wie das andere war.
Bald wenig ward, bald viel gelesen,
Und guten Wein gab es und bösen.

Gerettet von beherzten Mannen
Beim Rathausbrande sind die Kannen
Und so zum Glück nicht mit verbrannt;
Kamen durch Kauf dann in andre Hand
Und endlich zu Haußmann nach Berlin.
Sollen jetzt wieder heimwärts ziehn
Als Eigentum der Gemeinde Traben,
Dort wieder durstige Seelen laben,
Wie sie getan es in alter Zeit.
Vorher aber haben neueingeweiht
Wir sie mit dreiundneunziger Wein,
Getrunken aufs Wohlsein und Gedeihn
Des Vaterlands
Und des Moselstrands,
Der Stadt Traben am Moselstrande,
Die ihren Wein schickt in alle Lande;
Des Haußmannshauses in Traben dort
Und des Haußmannshauses hier am Ort,
Wo wir als fröhliche Zecher eben
Sitzen und unsern Becher heben;
Auf unser eigenes Wohl zuletzt,
Und daß ein so guter Wein, wie jetzt
Er uns letzt
Und die Kehle netzt,

Noch häufig uns auf dieser Erde,
Ist's möglich, auch noch ein beßrer werde.

Nun geht ihr alten Kannen hin!
Der Himmel bewahre euer Zinn
Vor Feuersglut
Und vor Wassersflut!
In Frieden möge und in Ehren
Manch brav Geschlecht noch euch füllen und leeren!

Also geschehen in dem Jahr,
Nachdem unser Heiland geboren war,
Achtzehnhundertneunzig und sechs,
Da Imperator war und Rex
Wilhelm der Zweite, und die hohe
Reichskanzlerwürde trug Hohenlohe.
Am sechzehnten September war es
Dieses, wir hoffen's, guten Jahres
Bei Heinrich Haußmann in Berlin.
Der Himmel erhalte uns und ihn.

Zum zweiundzwanzigsten März 1897

Sei uns froh gegrüßt, o du festlicher Tag,
Der uns gab einst den gütigsten Herrn,
Dessen Bild uns bleibt, was auch kommen mag,
Wie am Himmel ein freundlicher Stern.

Wir denken zurück an das, was entschwand,
An Krieg und Frieden zurück,
An den alten Kaiser, der sucht' und fand
In der Liebe des Volks sein Glück.

Wir denken an ihn, wie das deutsche Heer
Er geführt einst über den Rhein,
Ein einiges Volk in blanker Wehr,
Tief ins Land des Feindes hinein —
Sein Kanzler ihm mit des Geistes Schwert
Und der Schlachtendenker zur Seit'
Und die Helden all, die sich treu bewährt
In der großen, der herrlichen Zeit.

Wir denken daran, wie das Eisen klang,
Ruhm werbend auf blutigem Feld.
Da gingst du, Germania, stolzen Gang,
Und mit Staunen sah dich die Welt.
Da brachtest die Kinder, die einst dir geraubt,
Zurück du an deinen Herd,
Und setztest die Krone des Reichs aufs Haupt
Dem, der sie nimmer begehrt.

O schöner Tag, als sein greises Haupt
Zum ersten Male sie trug,
Da war zu jubeln uns wohl erlaubt,
Und der Freude gab es genug;
Als die Herzen all voll Begeisterung
Nach glorreich beschlossenem Streit,

Wie warest du, Vaterland, wieder so jung
In der großen, der herrlichen Zeit!

Im Kampf ein Mann und von Herzen ein Kind,
Wie war er mild und gerecht!
Als Edler galt ihm, wer edel gesinnt,
Und war's auch der unterste Knecht.
Groß war er an Güte, wie hat er Verzeihn
Und Duldung und Nachsicht geübt!
Das köstlichste Alter, das wurde sein:
Er war bis zum Tode geliebt.

Bis zum Tode geliebt, und nie verglüht
Seitdem sind Liebe und Treu!
In jedem Geschlecht, das neu erblüht,
Wird dankbare Liebe neu.
Nun füllt den Pokal mit dem Wein vom Rhein,
Dem Gedächtnis soll er geweiht
Unsers alten Kaisers, des Gütigen, sein
Und der großen, der herrlichen Zeit.

An Arnold Böcklin

Zur Ausstellung seiner Bilder in der Berliner Kunstakademie

Dezember 1897

O Meister Böcklin, wie sehr erfreut
Hat mich die Gesellschaft, die ich heut
Im Saale der Kunstakademie
Beisammen gesehn! Dir dank' ich sie.
Sie alle, die ich dort getroffen,
Gefallen mir besser, sag' ich offen,
Als die Gesellschaft, die im Westen
Berlins als eine gilt der besten.
Deine Najaden und Nereiden
Stellen mich ungemein zufrieden,
Wie sie sich tummeln im blauen Meer,
Diese Fräulein gefallen mir sehr.
Sind sie auch so fein nicht kostümiert
Wie unsre Damen, so schön frisiert
Und auch so enge nicht eingeschnürt
Und nicht mit Schmuck so überladen,
Das bringt ihrem Reize keinen Schaden.
In ihrem nassen Aufenthalt
Ist die Toilette beendet bald:
Meerschilf, Seerosen und Korallen
Genügen schon, um zu gefallen.

Mit Andacht fast lausch' ich den Tönen
Deiner bezaubernden Sirenen,
Die leider Menschenfleisch genießen,
Der Mädchen mit Vogelkrallenfüßen
Und dem koketten Federstutz
Am Hinterteil, ihrem einz'gen Putz,
Mit dem sie locken den Fischerknaben,
Nachdem sie lieblich gesungen haben.

Deine Herren, die das Meer bewohnen,
Die muschelblasenden Tritonen
Und die Meergreise, derb und tüchtig,
Seegrashaarig und rotgesichtig,
Wie schau'n sie aus gutmütig-froh!
Ich wollt', unsere Greise wären so.
Und dann mit seiner dicken Wampe
Der auftauchende Hippokampe
Mit etwas blödem Geheimratsblick —
Was für ein Pracht- und Meisterstück!

Deine Satyrn und deine Faune
Sind Bursche von allerbester Laune,
Nicht geschniegelt noch gebügelt auch
Wie unsre Jugend nach neuem Brauch:
Haben nie gestrebt, sind nichts geworden,
Keiner von ihnen hat einen Orden.
Dafür ist in ihnen viel Natur
Und von Verstellung keine Spur.

Etwas dreist sind sie, etwas frei,
Äußern sich ohne jede Scheu,
Sind immer lustig doch anzusehn,
Mögen sie nun im Tanz sich drehn
Oder sich in Getränk berauschen
Oder schlafende Nymphen belauschen
Oder zur lieben Syrinx greifen
Oder auch nur einer Amsel pfeifen.
Und alles, was du sonst uns gibst
Von der Welt, die du malst und liebst,
Und die des Schönen hat so viel:
Des Windes und des Wassers Spiel,
Die Woge, die an den Felsen schlägt,
Cypressenwipfel, vom Sturm bewegt,
Die Flur, die im Maienglanze blüht —
Das alles, wie freut es das Gemüt!
Im wüsten Lärmen und Gebrause
Der großen Stadt, in der ich hause,
Mitten in dem Menschengedränge,
In der flutenden, stoßenden Menge
Seh' ich vor mir dein Waldesschweigen.
Das berührt einen so wundereigen
Und erquickt wie ein klarer Trank —
Dafür, o Meister, habe Dank.
Nicht gar so arg ist doch die Welt,
Wo ihr noch deine Kunst gefällt.

Königin Luise

Zum 22. März 1898

O Königin, tief muß bewegen
Erinnrung uns, wenn dir sie gilt,
So tritt entzückend uns entgegen,
So rührend uns dein lieblich Bild.
Hernieder neigend dich vom Throne
Gewannst du dir ein jedes Herz,
So hoheitsvoll im Glanz der Krone
Und uns so menschlich nah im Schmerz.

Ach, Schmerz und Leid hast du erfahren,
Eh dich erlöst davon der Tod:
Du hast erlebt in schweren Jahren
Des Vaterlandes Schmach und Not.
Und eh das deutsche Schwert es wieder
Erworben, was der Feind geraubt,
Da neigtest still-ergeben nieder
Zum Sterben du dein schönes Haupt.

Du warest heimgekehrt zum Frieden,
Da regt' es sich im deutschen Land,
Es ward Vergeltung ihm beschieden,
Als es in blanken Waffen stand.
Der Rheinstrom sah die deutschen Heere
Gen Frankreich ziehn in Sturmesschritt;
Es ward gekämpft für deutsche Ehre,
Und deine Söhne fochten mit.

Wohl war der grimme Feind bezwungen
In ungeheurem, blut'gem Streit,
Doch nicht erreicht war, was gesungen
Die Sänger deutscher Herrlichkeit;
Nicht, was verkündet einst die Alten
Von deutschen Reichs erneuter Macht;
Das blieb der Zukunft vorbehalten,
Und o wie schön ist es vollbracht.

Sie kamen uns, die goldnen Tage,
Da stieg herab von seinem Thron,
Daß er das deutsche Banner trage
Dem Heer voran, dein großer Sohn.
Und als er heimwärts kehrte wieder,
Mit Sieg gekrönt, mit Ruhm und Glanz,
Da legt' an deiner Gruft er nieder
Demütig seinen Lorbeerkranz.

An ihn und seine Taten denken
Wir dankerfüllten Herzens heut.
Dir gab es Gott, ihn uns zu schenken,
Der uns des Reiches Macht erneut.
Und wenn sich heut die Herzen regen
In der Erinnrung, die ihm gilt,
Dann strahlt auch freundlich uns entgegen
Und segnend uns dein holdes Bild.

Auf Bismarcks Tod

den 30. Juli 1898

Der Mann ist tot! Nur Einer konnt' erweisen
Gewaltiger und stärker sich als er.
Zerbrechen konnt' nur Einer dieses Eisen
Und hat's getan — und dem auch ward es schwer.

Der Mann ist tot! Er hat die Ruh' gefunden,
Nach der er rang vergebens Jahr um Jahr.
Nun ist er ruhig, er hat überwunden
Das letzte, was zu überwinden war.

Der Mann ist tot, der Ruhm und Macht und Stärke,
Eintracht und Frieden seinem Volk gewann.
Wie muß der Schlaf sein nach dem Tagewerke,
Das er vollbracht hat, der jetzt tote Mann!

Theodor Fontane

† den 20. September 1898

Leis trat der Tod heran an dich,
Du schiedest ohne Schmerz,
Der Alten einer, die jugendlich
Erhalten sich das Herz.

Du gingst dahin, ach, uns entschwand
Dein freundlich Angesicht.
Vergessen wird dich dein Vaterland,
Wird deine Mark dich nicht.

Wohl manch Geschlecht noch ruft aufs neu
Dein eigen Wort dir zu:
„Der ist in tiefster Seele treu,
Der die Heimat liebt wie du."

Amalie Joachim

† den 3. Februar 1899

Der Tod ließ sie verstummen, ach,
Die Meisterin war im Gesange,
In unsrer Seele aber lange
Klingt noch die holde Stimme nach.

Friedrich Spielhagen

zum 70. Geburtstag, den 24. Februar 1899

Du wurdest alt im Dienst der Kunst,
Und hinter dir liegt arbeitsvolles Leben.
Viel ward dir durch der Muse Gunst
Verliehn und uns von dir gegeben.

Du aber bist dem Fruchtbaum gleich,
Der lange schon gehört zum Garten,
Von dem wir, ob auch noch so reich
Er trug, noch immer mehr erwarten.
So wünschen wir, daß noch so manches Mal
Des Frühlings Sonne dich erfreue,
Daß du, verjüngt durch ihren Strahl,
Uns schöne Früchte bringst aufs neue.

An Herman Grimm

als er mir einige seiner Werke zum Geschenk gemacht hatte
Oktober 1899

Wie? Alles dieses soll ich haben?
Sind diese Bücher wirklich mein?
Womit verdient' ich solche Gaben?
Was bracht' mir so viel Schönes ein?

Ich müßte wahrlich sehr mich schämen,
Hätt' ich es nicht schon oft erkannt:
Nichts Liebres gibt es, als zu nehmen,
Was unverdient gibt liebe Hand.

Prof. Dr. Garcke

zum 80. Geburtstage, den 26. Oktober 1899

Dreimal steht „Garckes Flora“ nett
Gebunden auf meinem Bücherbrett.
Drei Auflagen in der Jahre Lauf
Erwarb ich redlich mir durch Kauf,
Und oftmals nehm' ich aus dem Fach
Davon die neuste und schlag' was nach.
Dem Autor sag' ich Dank dafür,
Daß er ein so treuer Helfer mir.
Mög' er noch oft auf unsern Au'n
Des Frühlings Blumen wieder schaun.

Auf Helmerdings Tod

den 20. Dezember 1899

Karl Helmerding! Aus alten Tagen
Steigt auf vor meinem Geist ein Bild.
Ich seh' ihn, und mit Wohlbehagen
Bin ich im Augenblick erfüllt.

Wie konnt' er Menschen fröhlich machen,
Wie hat erfreut er und ergetzt!
Er brachte alle Welt zum Lachen,
Und nie hat einen er verletzt.

Sein Genius war ein wohlgemuter,
Der Sorgen von uns trieb im Nu;
Ein Künstler war er, und ein guter
Und lieber Mensch war er dazu.

Drum wird auch oben ihm die Pforte
Jetzt freundlich aufgeschlossen sein.
St. Petrus grüßt ihn mit dem Worte:
„Willkommen, Helmerding! Tritt ein!“

Dem jüngsten Geschlecht zur Jahrhundertwende

Ins neue Jahrhundert schauen hinein
Gar viele mit großen Augen,
Die sonst noch von Gestalt sind klein
Und erst zu wenigem taugen.

Sie sind noch in der großen Welt
Nicht weit herumgekommen
Und drum für nichts, was sie enthält,
Bereits voreingenommen.

Noch sind sie durch die Gesellschaft nicht,
Nicht durch die Schule gegangen;
Man liest es ihnen vom Angesicht:
Sie sind noch unbefangen.

Noch unverbildet sind sie all,
Sie können noch etwas lernen.
Noch wissen sie nichts vom Sündenfall
Und greifen noch nach den Sternen.

Auf diese, die so fröhlich schaun
Und ein klein wenig verwundert,
Setzt unser Vaterland sein Vertraun
Fürs kommende Jahrhundert.

Sie haben sich noch nicht umgesehn
Nach einem Beruf auf Erden,
Es kann, indes die Jahre vergehn,
Aus ihnen noch alles werden.

Vielleicht ein großer Gelehrter steckt
In einem dieser Kinder,
Vielleicht ein Mann, der viel entdeckt,
Vielleicht ein großer Erfinder.

Der heute noch nichts kann als schrein,
Ein Meister einst des Gesanges
Wird er vielleicht, ein Dichter sein
Oder Künstler ersten Ranges.

Vielleicht bringt einer es gar so weit,
Sich anzuschließen den Helden,
Von denen die Bücher spätster Zeit
Noch rühmliche Taten melden.

Doch was die Zeit und des Schicksals Hand
Auch schaffen mögen aus ihnen,
Hauptsach' ist, daß sie dem Vaterland
In jeglicher Weise dienen;

Daß furchtlos sie und brav und treu
Das Gute tun und das Rechte.
Dies zur Jahrhundertwende sei
Gewünscht dem jüngsten Geschlechte.

Zum Antritt des neuen Jahrhunderts

den 1. Januar 1901

Ein Glück ist's, daß wir nicht allein
Ins neue Jahrhundert gehn hinein,
Sondern mit einem weiblichen Wesen
Ein jeder, das für ihn auserlesen:
Das Knäblein von der Mutter Hand
Noch geleitet am Gängelband;
Der Jüngling mit seinem lieben Schatz,
Der gern nimmt an seiner Seite Platz;
Mit seiner guten Frau der Mann,
Der gar nicht besser es haben kann,
Und noch der Greis mit seiner Alten —
Es wäre ja sonst nicht auszuhalten.

Ein Lied von de Wet

Gedichtet für die Christian-Vereinigung Deutschlands, komponiert von E. Humperdinck.

1901

Wer ist's, der für sein Vaterland
Gekämpft auf blut'gem Feld,
Und dessen Name wird genannt.
Rings auf der weiten Welt?
Der Ehren sich und Ruhm gewann,
Christian de Wet — so heißt der Mann,
De Wet, der Buren Held.

Das ist der Mann, der kühn und keck
Bracht' starken Feind zu Fall;
Die Briten faßte blasser Schreck
Bei seines Namens Schall.
Er war nicht lang' am selben Ort,
De Wet war hier — de Wet war dort,
De Wet war überall.

„Wo ist de Wet?" so sprach der Feind,
„Wo kann nur sein de Wet?"
Und manchmal hat er gar gemeint,
Daß er ihn endlich hätt'.
Allein bevor er sich's versah,
Da war de Wet auf einmal da,
Da hat ihn selbst de Wet.

Und wenn der Tod sich naht und spricht:
„Sagt mir, wo ist de Wet?“
O Tod, such' ihn beim Becher nicht
Und such' ihn nicht im Bett.
De Wet ist hier — de Wet ist da,
Wo er dich sieht — wo du ihm nah,
Da immer ist de Wet!

Und wenn einst starr wird seine Hand,
Sein Blick verliert den Schein,
Dann klingt sein Ruhm durchs Niederland
Und Deutschland stimmt mit ein:
Wo war de Wet? Wo Ruhm und Ehr'
Zu finden sind, und nimmermehr
Vergessen wird er sein!

Albert Niemann

zum 70. Geburtstag, den 15. Januar 1901

Dem alten Sänger
Wünsch' ich von Herzen,
Daß er noch länger,
Noch viele Jahre
Sich frei von Schmerzen
Und frisch bewahre.
Noch oftmals hör' er
An Frühlingstagen

Der Sangkunst Lehrer,
Die Vöglein, schlagen!
In Ruh' und Frieden
Solln ihm beschieden
Viel frohe Stunden
Und Tage sein,
Und lang' noch munden
Mög' ihm ein feiner,
Ein wirklich reiner,
Ein guter Wein!

Zum 18. Januar 1901

Gedichtet für die Festfeier des Nationalliberalen Vereins

Dem Himmel Dank, der freundlich niedersah
Aufs Preußenland im Wechsel vieler Jahre!
Zweihundert Jahre trägt Borussia
Der Königskrone goldnen Reif im Haare.
Und herrlicher als jemals steht sie da,
Seit ihr begegnet ist das wunderbare,
Das große Glück, nach schweren Kampfes Tagen
Auch eine zweite Krone noch zu tragen.

O Brandenburg, oftmals mit Spott genannt,
Nicht Reichtum hat noch Schönheit dich empfohlen;
Der dich erwarb, der Hohenzoller, fand
Bei dir nicht viel, was wert schien, es zu holen.

Du aber fielest in die richt'ge Hand,
Die umzugehn mit Schweden wußt' und Polen.
Gewachsen ist dann auf dem märk'schen Sande,
Was Heil und Segen trug dem Vaterlande.

Es ist so übel nicht, auf Sand zu baun,
Wie von den Leuten man es hört mitunter,
Man muß nur Mut besitzen und Vertraun,
Dann findet fester Boden sich darunter.
An manchem Eichbaum können wir das schaun
In unsrer sand'gen Mark, der tief hinunter
Die Wurzeln senkt, bis daß er kommt aufs Feste
Und dann weithin ausbreitet seine Äste.

Der Hohenzoller blickte spähend aus,
Er sah die Schiffe auf der See sich wiegen,
Und seine Banner trug er kühn hinaus
Bis dorthin, wo Altpreußens Dünen liegen.
Da setzt' er fest sich, wo im Sturmgebraus
Hoch übers Haff furchtlose Vögel fliegen.
Und von dort oben kommt es, daß wir heißen
Die vielgeschmähten, nie verzagten Preußen.

Wir denken heut mit Dankbarkeit an ihn,
Der schwere Vorarbeit einst hat verrichtet,
Der auf der Brücke dasteht in Berlin;
Das Dunkel schwerer Zeit hat er gelichtet,
Der als ein Retter seinem Volk erschien,
Um aufzubauen, was der Krieg vernichtet,

Wohl durfte stark genug sein Sproß sich schätzen,
Um sich die Krone auf das Haupt zu setzen.

Die Zeit geht hin — auf Preußens Herrschersitz
Erscheint ein Bild, bestrahlt von hellem Lichte.
Ein Augenpaar, das leuchtet wie der Blitz
In eines Heldenkönigs Angesichte.
In Volkes Mund blieb er der alte Fritz,
Friedrich den Großen nennt ihn die Geschichte.
Nach vieler Jahre Arbeit, Müh' und Schwere
War da die Zeit des Glanzes und der Ehre.

Es folgt die Zeit des Unglücks und der Not —
O holde Königin, zu früh gestorben
Bist du, Luise! Fort nahm dich der Tod,
Als noch der Glanz der Krone schien verdorben;
Du hörtest nicht des Königs Aufgebot,
Nicht, wie aufs neu ward Sieg und Ruhm erworben.
Doch Frieden atmet, frommes Gottvertrauen
Dein Marmorbild, das wir mit Rührung schauen.

O herrlich Schicksal, das Luisens Sohn
Ward zum Geschenk, als seine Zeit erschienen.
Wir sehn den alten Helden auf dem Thron,
Umgeben von den treuen Paladinen.
Er schlägt die Feinde, die das Land bedrohn
Und bricht den Lorbeer sich, den immergrünen.
Der Tapferkeit, der Treue wird zum Lohne
Das neue Reich mit seiner Kaiserkrone.

Wir sehn das Zepter heut in starker Hand,
Ein güt'ger Herrscher ist dem Land beschieden.
Emporgeblüht ist unser Vaterland,
Seitdem geeint der Norden mit dem Süden.
Zusammenhält's ein unzerreißbar Band,
Und blankes Schwert behütet uns den Frieden.
Ja, Fried' und Recht, gesichert sind sie beide,
Drum feiern wir dies Fest als Fest der Freude.

Hermann Almers

zum 80. Geburtstag, den 11. Februar 1901

Heil dir, den Niedersachsen
Sein nennt mit Freud' und Stolz!
Du bist fürwahr gewachsen
Aus einem zähen Holz.

Du hast wohl von den Eiben,
Die dir im Garten stehn,
Gelernt so frisch zu bleiben,
Indes die Jahre gehn.

Dein Haus dir zu bewachen
Steht da das Eibenpaar,
Das woll' dich fröhlich machen
Noch manches liebe Jahr.

Noch oft im Ohr dir klingen
Mög' es mit Zaubermacht,
Wenn fern die Leute singen
Ein Lied, das du erdacht.

Mit deutscher Becher Klange
Mischt heut dies Klingen sich.
Erhalte Gott noch lange
So jung von Herzen dich!

Trinkspruch

ausgebracht vom Verfasser auf dem Bismarck-Kommers zu Berlin im Jahre 1901

Wir denken heut des deutschen Manns,
Der Zier war seines Vaterlands,
Sein treuer Hort in Sturm und Not,
Des teuren Manns, den uns der Tod
Geraubt vor noch nicht langer Frist.
Wie wird er doch so schwer vermißt,
Dem heute dies Gedenken gilt!
Des besten deutschen Mannes Bild,
Wie rein es und wie schön es glänzt,
Von seines Volkes Lieb' umkränzt!
Von Dank und Lieb' umkränzt wie heut
Wird bleiben es für alle Zeit.

Er war ein Mann von seltner Art,
Der uns zum Heil beschieden ward.
Zu Großem rief ihn das Geschick,
Klar war sein Geist und scharf sein Blick,
Und in die Zukunft sah er weit.
Sein Auge sah schon nahn die Zeit,
Da deutsche Ehr' und deutsche Macht
Erstrahlen sollt' in neuer Pracht.
In seinem Herzen hoffend trug
Er das, wofür es glühend schlug,
Was einst zu Taten werden sollt' —
Und immer wußt' er, was er wollt'.

Das weiß auch wohl ein andrer Mann,
Der doch nicht reicht an ihn hinan,
Weil, ob er weiß auch, was er will,
Er steht doch, wenn er's tun soll, still;
Bedenklich wird er und verzagt,
Sein Spruch heißt nicht: Ich hab's gewagt!
Sein Will' ist gut, die Kraft ist schwach,
Und schwankend gibt er endlich nach.
Das aber war nicht Bismarcks Art,
Wie Stahl so fest war er, so hart;
Sich treu zu bleiben war sein Brauch,
Und was er wollt', das konnt' er auch.

Das kann ein andrer auch vielleicht,
Der doch an ihn hinan nicht reicht,

Weil, was er will und was er tut,
Nicht ist das Richt'ge und nicht gut;
Weil das, was glücklich ihm gelingt,
Dem Vaterland nicht Segen bringt.
Was Bessres hat für sich begehrt,
Der uns so teuer ist und wert.
Er streute nie fruchtlose Saat,
Weil, was er wollt' und konnt' und tat,
Niemals gering wár oder schlecht:
Wie er es tat, so war es recht.

Darum war er der starke Mann,
Der seines Volkes Herz gewann
In saurer Arbeit, heißem Mühn,
Der so besonnen war wie kühn,
So stark wie treu. Nichts Eitles war
An ihm, der aller Falschheit bar,
Der um das deutsche Vaterland
Geschlungen hat der Eintracht Band,
Der Macht erworben ihm und Ruhm,
Ihm sein verlornes Eigentum
Zurück erkämpft in schwerem Streit,
Der rechte Mann zur rechten Zeit!

O, daß der Geist, der einstmals ihn
Erfüllt, sei unserm Volk verliehn!
Was er besaß von deutscher Art,
Das bleib' uns alle Zeit bewahrt

Und immerdar blüh' es aufs neu:
Der Ernst, die Tapferkeit, die Treu',
Einfachheit und Bescheidenheit,
Standhaftigkeit in Schmerz und Leid,
Gradheit, die nicht sich beugen läßt,
Vertraun auf das, was wahrhaft fest!
Drauf nehmen wir das Glas zur Hand:
Heil unserm lieben Vaterland!

Dank, dem Direktor der Bismarckhütte Kollmann

gewidmet für einen Bismarckstrauß aus Blumen von gewalztem Stahl, am 27. August 1901

Viel Blumen sah in vielen Jahren
Ich auf den Bergen und im Tal,
Allein erst jüngst hab' ich erfahren,
Daß es auch Blumen gibt von Stahl.

Ich glaubte, daß nur Tau und Regen
Sie schüfen und das goldne Licht;
Daß Blumen unter Hammerschlägen
Entfalten sich, das wußt' ich nicht.

Nun sah ich die zwar düftelosen,
Doch schöngeformten vor mir stehn.
Kornblumen sind's, Maiglöckchen, Rosen
Und andre, reizend anzusehn.

Den Blumen, die auch nie verblühen,
Vergleich' ich sie, die einst gewann,
Im Kampf sie brechend und in Mühen
Fürs Vaterland der beste Mann.

Dank dem, der freundlich diese Blüten
Mir hat gesendet in mein Haus.
Bewahren will ich ihn und hüten,
So gut ich kann, den Bismarckstrauß.

Julius Stinde

zum 60. Geburtstag, den 28. August 1901

Erst sechzig Jahr vergangen
Sind, seit dein Sein begann?
Freu' dich, mit 60 fangen
Die besten Jahre an.

Noch darf man dir auch reichen
Das Glas, das goldig blinkt.
Du brauchst nicht wegzuschleichen,
Wo froh ein Lied erklingt.

Du kannst noch in den Reihen
Dich mischen, wenn es mait.
Nur wenn du noch willst freien,
Dann freilich wird es Zeit.

Noch ist mit seinem Tosen
Der Winter nicht in Sicht;
Erst blühn noch einmal Rosen,
Das sind die schlechtsten nicht.

Und wenn auch in die Helle
Einmal ein Schatten fällt,
Du weißt den Weg zum Quelle,
Der frisch das Herz erhält.

So geh denn rüstig weiter
Mit jugendlichem Schritt,
Gesund, getrost und heiter
Den Pfad — und nimm mich mit!

Trinkspruch auf Hamburg

ausgebracht vom Verfasser auf der Helgoland-Fahrt des V. Int. Zoologen-Kongresses, am 16. August 1901 in Hamburg

Daß Hamburg ein feuchtes Klima hat,
Das ist nicht zu bestreiten,
Wird doch von Wasser auch die Stadt
Bespült auf verschiednen Seiten.

Das Wasser ist ein Element,
Das Kühlung schafft und Frische,
Und das der Zoologe kennt
Als Wohnung eßbarer Fische.

Vor allem dient es dem Verkehr,
Bestimmt die Schiffe zu tragen,
Und auch noch einiges Gute mehr
Läßt sich von dem Wasser sagen.

Erfreut durch sein Rauschen wird das Ohr,
Das Auge durch sein Blinken,
Auch kommt es hin und wieder vor,
Daß man es benutzt zum Trinken.

In Hamburg herrscht nicht solcher Brauch,
Da gibt es andere Sachen
Von feuchter Art und solche auch
Besonders, die fröhlich machen.

Die Feuchtigkeit und die Fröhlichkeit,
Die zeigen sich gern verbunden,
Und haben schon seit alter Zeit
Sich oft zusammengefunden.

Auch hier am Elb- und Alsterstrand
Geschah's beim Becherklange,
Daß sich dies Paar zusammenfand
Und zusammenblieb recht lange.

An diese nun bald entschwundne Zeit,
Verschönt von edlen Getränken,
Wird einst in den Tagen der Trockenheit
Manch einer zurück noch denken.

Drum, eh' die Freude ein Ende hat,
Wolln wir die Becher erheben:
Hoch die feuchtfröhliche Hansestadt,
Das schöne Hamburg soll leben!

Heil Danzig!

Zum Stiftungsfest des Vereins der Danziger in Berlin
Februar 1902

Laßt der Heimat uns gedenken,
Die wir hier beisammen sind!
Seinen Blick auf sie zu lenken,
Freut ein rechtes Danz'ger Kind.
Preisen ihre Stadt die andern,
Rühmen unser Danzig wir.
Gern in unserm Geiste wandern
Wir, geliebte Stadt, zu dir.

O wie hoch die Türme ragen
In des Himmels heitres Blau!
Fest seit längst vergangnen Tagen
Steht noch mancher stolze Bau.
Hell erglänzt des Stromes Spiegel,
Schiffe ziehn drauf hin und her,
Und mit Wald bekränzte Hügel
Blicken weithin auf das Meer.

Alte Zauber schweben nieder,
Und wir werden wieder jung,
In die alten Straßen wieder
Trägt uns die Erinnerung,
Wo uns, Danzig, aufgegangen
Deiner Schönheit heller Schein,
Wo uns deine Glocken klangen
Einst so traut ins Herz hinein.

Auf die Straße freundlich nicken
Giebelhäuser dicht gereiht,
Und wir sehn vor unsern Blicken
Auferstehn die alte Zeit.
Welche Freude, wenn geschwunden
Eis und Schnee im lauen West
Und ein Blütenkranz gewunden
Ward vom Lenz dem alten Nest.

Danzig, deine Kraft zu proben
Tat die Zeit fürwahr genug,
Stets doch hast du dich erhoben,
Wenn dich Unglück niederschlug.
Kräftig hast du dich aufs neue
Aufgerafft mit frischem Mut:
Wohl bewährt blieb Danz'ger Treue,
Nie verzagte Danz'ger Blut.

Wir auch wollen das erhalten,
Was die Väter uns bewahrt.

Treulich bleiben wir die Alten
Von der guten Danz'ger Art.
Dir, o Danzig, Heil und Ehre,
Und das Glück verlass' dich nie!
An dem Weichselstrom, am Meere,
Teures Danzig, wachs und blüh'!

Zum 1. April 1902

Aufs neue kam der Tag heran,
Der einst uns gab den besten Mann,
Den besten Mann, des wir uns freun —
Laßt auf sein Grab uns Blumen streun!

An Zweigen glänzt das erste Grün,
Die ersten Blumen sind's, die blühn;
Die sind so recht für den gemacht,
Der selbst uns einst den Lenz gebracht.

Ein Frühlingsvogel war's, der rief,
Da ist erwacht, was lange schlief,
Es kam ein Lenz, dem keiner gleich,
An Blüten und an Glanz so reich.

Es war ein Mann dazu ersehn,
Für uns als Retter aufzustehn,
Der tapfre Mann, der starke Held,
Von dessen Ruhm voll ward die Welt.

O, seiner Augen Herrlichkeit!
Wie sahn sie in die Ferne weit!
Nichts Nicht'ges hielt vor ihnen stand,
Es blieb nichts Echtes unerkannt.

Es war ein Mann echt deutscher Art:
Bei aller Härte doch wie zart
Konnt' seine Hand, wie freundlich sein,
Und Herz und Hand erhielt er rein.

Ein Herz in seiner Brust ihm schlug,
Das nichts von Falschheit wußt' und Trug,
Im Kampf fürs Rechte sonder Scheu
Und bis zum letzten Schlage treu.

Das machte, daß sein Blick so klar,
Daß seine Hand so kräftig war,
Daß auch an jähen Abgrunds Rand
Er fest und unerschrocken stand.

Er hat erreicht, der treue Mann,
Daß er im Kampf den Sieg gewann,
Doch mehr erreicht' er noch als das:
In Lieb' verwandelt hat er Haß.

Der uns erwarb der Einheit Hort,
Zu Ehren bracht' er Deutsches Wort,
Zum Siege half er Deutschem Schwert —
O, Deutsches Volk, bleib seiner wert!

Wilhelm Busch zum 70. Geburtstage

den 15. April 1902

Ja, Wilhelm Busch, die Zeit vergeht,
Und wer in deinem Alter steht,
Und wen der Himmel feiern läßt
Sein siebzigstes Geburtstagsfest,
Schaut weit ins Leben schon zurück.
Wenn du es tust, blickst du auf Glück.

Was ist das auch für ein Humor,
Mit dem du plötzlich kamst hervor,
In Bild und Wort von eigner Art,
Wie nie vorher gefunden ward:
Harmlosigkeit mit Übermut —
Das eine steht dem andern gut,
Und Wort und Bild und Bild und Wort
Sind eins und ziehn uns mit sich fort.
Manchmal geht's grausam bei dir zu,
Furchtbare Dinge meldest du:
Da geht ein armer Mensch entzwei —
Dir, scheint es, ist das einerlei —
'nen andern holt der Schwarze gar,
Doch sträubt sich keinem drum das Haar.
Man sieht es an, freut sich und lacht.
Wie hast du das zuweg gebracht?

Die Kunst wohl macht's, wer die besitzt,
Zerbricht sich nicht den Kopf und schwitzt,
Er weiß, es ist auf ihn Verlaß,
Und geht daran und macht so was.
Dabei muß sein ein scharfer Blick
Und sichre Hand und viel Geschick,
Daß alles wohl zusammenpaßt,
Und auch ein Herz, wie du es hast.

Jung zogst du aus, und manches Land
In Gottes Welt ist dir bekannt.
Jetzt schweifst du nicht mehr durch die Welt,
Daheim zu sein dir mehr gefällt.
Dem hohen Waldgebirg nicht fern
Hast du dein Heim und weilst da gern.
Da hast du alles, was du brauchst:
Du bist gesund, gottlob, und rauchst,
Und daß du ein zufriedner Mann,
Sieht man dir schon von weitem an,
Wenn du umher im Garten gehst
Und hier und da mal stille stehst,
Um zu erfreun dich im Gemüt
An dem, was kreucht und fleucht und blüht.
In Frieden und in süßer Ruh
Hörst du dem Sang der Vögel zu,
Die grüßen dich von Baum und Strauch,
Und liebe Menschen hast du auch,
Die gerne tun, was dein Begehr —
Sprich, Wilhelm Busch, was willst du mehr?

Daß lange Zeit noch stets aufs neu,
Was heut dich froh macht, dich erfreu',
Mit diesem Wunsch wird dein gedacht
Von allen, die du froh gemacht.
Das, mein' ich, ist das Beste doch!
Begehrst du hohe Würden noch?
Ich weiß, du gibst nicht viel darauf,
Und schweig', sonst sagst du noch: „Hör auf!"

Dem deutschen Tag in Danzig zum Gruß

den 12. September 1902

Willkommen heißt die lieben Gäste
Die Stadt am Weichselstrom und Meer,
Die als des Deutschtums starke Veste
Dasteht von alten Tagen her.

In ihren Straßen schaun hernieder
Die Zeugen längst vergangner Zeit,
Und alte Rufe hallen wieder,
Die wohlbewährt in Kampf und Streit.

Es spricht von deutscher Macht und Ehre,
Was alter Zeiten Antlitz trägt;
Von deutscher Herrschaft auf dem Meere
Die Welle, die ans Ufer schlägt.

Die schöne Stadt, die festgebaute,
In schwerer Not hat sie bewahrt
Der Muttersprache heil'ge Laute,
Gerettet ihre deutsche Art.

Sie soll uns lehren, zu bewahren
Ausdauernd und mit festem Mut
Im Kampf und in des Friedens Jahren
Ein anvertrautes teures Gut.

Zum Vorbild nehmend uns die Alten
Geloben freudig wir aufs neu,
Das schwer Errungne zu erhalten
Als Wacht im Osten fest und treu.

Willkommsgruß an die Generale Botha, De Wet und Delarey

gesprochen in Berlin am 16. Oktober 1902

Willkommen, Helden von Transvaal!
Willkommen klingt's viel tausend Mal.
Nicht konnte Liebres uns geschehn
Als in die Augen euch zu sehn,
Zu drücken euch die starke Hand.
Willkommen seid im deutschen Land!

Euch sind wir, eurem Heldenmut
Im Geist gefolgt durch Glut und Blut.

Mit euch oft haben wir gewagt,
Gehofft, gejubelt und geklagt.
Dank euch, durch die wir mit erlebt,
Was freien Mannes Herz erhebt.

So schloß um euch und uns sich fest
Ein Band, das nie sich lösen läßt.
Längst hat, erkämpft durch euer Schwert,
Euch unsres Volkes Herz gehört;
Nun zu dem Herzen nehmt die Hand,
Die her ihr kamt ins deutsche Land.

Bewundrung hat nach mancher Schlacht
Euch Lorbeerkränze dargebracht,
Euch selbst und eurer tapfren Schar —
Heut einen Kranz bringt Liebe dar,
Und Freude reicht euch den Pokal.
Willkommen, Helden von Transvaal!

Zum Gedächtnis Bennigsens

Für die Bennigsen-Feier in Berlin, den 9. November 1902

Nichts Beßres gibt's, als derer zu gedenken,
Die wir geliebt von Herzen und geehrt,
In edler Männer Geist uns zu versenken,
Die unsrem Volk des Himmels Gunst beschert.

So wollen heut den Sinn auf den wir lenken,
Der des Gedenkens ist vor vielen wert,
Der fest dastand in wechselnden Geschicken —
Bennigsens Bild erschein' vor unsern Blicken.

Ein schönes Bild ist es, das uns geblieben,
Was er erstrebt hat, vor uns liegt es klar.
Früh in sein Herz hat es sich eingeschrieben,
Was ihn geführt in Glück und in Gefahr.
Dem Vaterlande galt sein ganzes Lieben
Und alle Kraft, die ihm gegeben war.
So wird er bleiben, immerdar aufs neue
Zur Pflicht uns rufend, mahnend uns zur Treue.

Ein neuer Geist begann schon sich zu regen,
Als Zwietracht noch war deutscher Größe Feind,
Da sah er hellen Blicks dem Tag entgegen,
Der in der Sänger Liedern war gemeint.
Er schritt voran auf dornenreichen Wegen
Den Gleichgesinnten, die sein Ruf geeint.
Den Feind entwaffnet hat in schwerer Fehde
Sein edler Sinn, der Zauber seiner Rede.

So hat im Kampf das Banner er getragen,
Der großen Zukunft ein Verkünder schon;
Und als der äußre Feind auch war geschlagen,
Das Reich gewonnen und der Kaiserthron,
Da konnte, daß er mitgeholfen, sagen
Des alten Sachsenlandes treuer Sohn.

Auch ihm gebührt ein Reis wohl von dem Kranze,
Den unser Volk erwarb im Siegesglanze.

Nicht konnt' ihn beugen trüber Zeiten Schwere,
Erfolg nicht blenden, den er sich gewann.
Nicht lockte ihn, daß er danach begehre,
Was andre lockt, und Neid nicht focht ihn an.
Als Höchstes galt ihm seines Herzens Ehre,
Und daß er blieb ein freier deutscher Mann.
Wir haben kämpfen ihn gesehn und leiden,
Und tiefbewegt sahn wir zuletzt ihn scheiden.

Kein leichtes Los war ihm bestimmt hienieden,
Ihm nicht erspart, was weh dem Herzen tut.
Zu kosten ward ihm herbster Schmerz beschieden,
Den er ertrug mit echten Mannes Mut,
Bis er zuletzt errungen sich den Frieden
An jener Stätte, wo er schlummernd ruht,
Wohin, wenn andern unbekannt sie bliebe,
Den Weg doch finden werden Dank und Liebe.

O deutsches Volk, vergiß ihn nicht, den Reinen,
Dem nie ein Makel hat befleckt den Schild.
Freu' dich, daß du ihn zähltest zu den Deinen,
Und fest in deinem Herzen halt sein Bild!
Das möge dir ermutigend erscheinen,
Wenn's deutsche Ehre zu bewahren gilt.
Ein Beispiel bleib' er der in Treue Festen,
Der Alten einer, einer unsrer Besten.

Die Nordlandskiefer

Zu Ibsens 75. Geburtstage, den 20. März 1903
für das Ibsen-Album gedichtet

Vor der ries'gen Nordlandskiefer
Steh' bewundernd ich und staunend.
Mit den Wurzeln klammert fest sie
Ans Gestein sich wie mit Krallen,
Und zum Himmel reckt ihr Haupt sie,
Das von Raben ist umflogen.
Trotzig greift sie mit den Zweigen
In die Luft, als wären's Arme.
Eigenartig tönt ein Singen,
Wenn der Sturm sie nimmt zur Harfe —
Aber fremd bleibt sie mir immer.

Näher steht ein andrer starker
Baum mir, unsre deutsche Linde,
Die von Vogelsang durchschallte,
Mit den schön gebognen Zweigen,
Mit herzförmiger Blätter Reichtum,
Mit der Fülle duft'ger Blüten,
Und ihr Rauschen klingt vertraut mir.

Achten kann ich Lind' und Kiefer,
Aber nur die eine lieben.

Peter Rosegger

zum 60. Geburtstage, den 31. Juli 1903

Dir, lieber Dichter, sei gesandt
Ein Gruß, der kommt von Herzensgrund!
Was überall im deutschen Land
Für dich gefühlt wird, geb' er kund.

Was von der Heimat Bergen du
Erzählst, wir alle haben's gern.
Es hören dir so viele zu,
Wenn du beginnst, in Näh' und Fern'.

Der einst vom Hochgebirge her
Kam mit dem Alpenrosenstrauß,
Bekannt jetzt bist du bis zum Meer
Und weit noch übers Meer hinaus.

Es nimmt auch dich der Deutsche mit,
Wenn seine Heimat er verläßt,
Hält, wo er fremdes Land betritt,
An dir auch wie am Liebsten fest.

So hast du wohl bestellt das Beet,
Das zu bestellen dir verliehn.
Wie viele hat, was du gesät,
Erfreut, als es gelangt zum Blühn!

So zu erfreun noch lange Zeit,
Sei, lieber Dichter, dir beschert,
Darum den Himmel bittet heut
Das Volk, das sehr dich liebt und ehrt.

Trinkspruch

ausgebracht vom Verfasser auf dem Festmahl der Gartenbau-
ausstellung in Berlin, am 29. April 1904

Herr Walther von der Vogelweide
In einem Liede preist den Mai,
Weil neu er kleidet Wald und Heide
Und bringt der Freuden vielerlei.

Wenn aus dem Gras die Blumen dringen
Und lächeln in der Sonne Schein,
Dazu die kleinen Vöglein singen —
Was, fragt er, kann wohl schöner sein?

Dann aber spricht er von dem Einen,
Das doch noch schöner ist zu schaun,
Und was damit wohl kann er meinen?
Er selber sagt's: die holden Fraun!

O, schön sind Blumen, wie als Spenden
Sie draußen teilt der Frühling aus,
Und wie sie unter Gärtners Händen
Zum Aufblühn bringt ein sichres Haus.

Was ist jetzt alles hier zu sehen,
Hervorgelockt aus Kraut und Strauch:
Maiglöckchen, Flieder — Orchideen
Von ganz fremdart'ger Schönheit auch.

An Azaleen, tadellosen,
Welch eine Fülle, welche Pracht!
Und dann die duft'gen, vollen Rosen,
Schon vor der Zeit zum Blühn gebracht.

Wenn einer nicht mit Lob erheben
Dies alles wollte, wär' er schlecht,
Und doch trotz alledem, wir geben
Dem alten deutschen Sänger recht.

Schön sind die Blumen, zum Entzücken,
Sie anzuschauen macht uns froh,
Doch wenn sich Fraun mit Blumen schmücken,
Sind sie nur doppelt schöner so.

Und wachsen sie auch nicht auf Beeten,
Doch reizend sind sie anzusehn,
Besonders wenn sie zart erröten,
Wie Lilien, die bei Rosen stehn.

Die uns den Lebenspfad erhellen,
Behüten uns den lieben Herd,
Nichts ist an ihnen auszustellen,
Doch jedes Preises sind sie wert.

Wohl uns, daß auch in unsrer Mitte
Sie dieser Tag erscheinen läßt,
Daß sie nach guter alter Sitte
Mit uns hier feiern dieses Fest!

Doch nun ein End' mach' ich dem Loben
Und schreit' zur Tat, in dem Vertraun,
Daß froh wird jedes Glas erhoben:
Ein Lebehoch den lieben Fraun!

Auf den Tod Adolph Menzels

den 9. Februar 1905

Der große Meister, was für Ehren
Sind ausgeschüttet über ihn!
Er brauchte sie nicht abzuwehren,
Sie zierten und erfreuten ihn.

Doch nichts von dem blieb an ihm hangen,
Als aus war seines Lebens Zeit,
Als „Adolph Menzel" eingegangen
Ist er in die Unsterblichkeit.

Trinksprüche,

ausgebracht auf den Kommersen der alten Burschenschafter in Berlin

Auf eine glückliche Zukunft

1900

Um hier zu reden auf gut Glück,
Hab' ich ums Wort gebeten.
Wir sind — schaut nur ein wenig zurück! —
In ein neues Jahr getreten.
Wir traten, worüber sich die Welt
Zuerst ein wenig verwundert,
Bis daß es amtlich war festgestellt,
Auch in ein neues Jahrhundert.

Das ist beschlossen vom Bundesrat
Und anderen Staatsbehörden;
Das neue Jahrhundert ist genaht
Und mußte gefeiert werden.
Und weil sich das nicht ändern läßt,
So will es mich wohl bedünken,
Daß wir vor allem bei diesem Fest
Auf glückliche Zukunft trinken.

Glückliche Zukunft fürs Vaterland,
Glück ihm vor allen Dingen,
Daß nicht zerreiße der Eintracht Band,
Die eisernen Reife nicht springen;

Daß es auch ferner seine Macht
Erhalte mit Ruhm und Ehre,
Und daß fest steh' seines Ansehns Wacht
Zu Lande und auf dem Meere.

Es bleibe stark, wie bisher es war,
Und nimmer mög' es ihm fehlen
An Männern, auf die es in Gefahr
Mit Sicherheit kann zählen —
An Männern, die mit Mut und Kraft
Versehn und mit andern Gaben —
Und daran möge die Burschenschaft
Auch ihren Anteil haben.

Dies alles nur betrifft das Glück,
Das gewünscht wird für das Ganze,
Doch jeder wünscht sich noch ein Stück
Von dem gemeinsamen Kranze.
Und Glück, fürwahr, das gönnen hier
Den Jungen wir wie den Alten;
Was aber wird, das fragen wir,
Für wirkliches Glück gehalten?

Ein Glück, das wahrhaft ist und echt,
Das ist nicht das gemeine,
Das unsere Dichter mit vollem Recht
Vergleichen mit dem Schweine.
Das Glück, das uns kann in der Tat
Zu wirklichen Schätzen führen,

Muß nicht beruhn, wie das Glück im Skat,
Darauf, daß andre verlieren.

Wenn einer will wahrhaft glücklich sein,
Darf er auch keinen beneiden,
Er wird sonst immer Qual und Pein
Trotz allen Reichtums leiden.
Niemals wird glücklich, glaubt es mir,
Ein Geizhals oder ein Streber;
Es wirft sich die verwünschte Gier
Aufs Herz ihm und auf die Leber.

Es werden dem sogenannten Glück
Ja nachgesagt schlimme Dinge:
Es ist, so heißt es, voller Tück',
Seine Treu' gilt für geringe.
Fest steht's, daß es schwer sich finden läßt
Von denen, die es verdienen,
Indessen hilft es — auch das steht fest —
Dem Mutigen und dem Kühnen.

Was unter Glück ist zu verstehn,
Läßt sich so leicht nicht deuten,
Darüber sehr auseinander gehn
Die Meinungen bei den Leuten.
Indes zum Glück, das echt und gut,
Gehören in allen Fällen
Gesundheit und ein froher Mut
Und treue Freund' und Gesellen.

Man wünsche sich nicht ein Glück zu groß,
Es könnte vielleicht nicht frommen;
Es ist schon einem das große Los,
So sagt man, nicht wohl bekommen.
Von großen Gütern unserer Zeit,
Die glücklich den Menschen machen,
Gehört vielleicht die Bescheidenheit
Zu den allervornehmsten Sachen.

Es gibt ein Glück, es gibt ein Glück,
Das fast das beste auf Erden,
Das führt in die goldne Zeit zurück
Jedweden, dem es mag werden.
Das braucht keinen großen Flächenraum,
Drauf es seine Gaben schütte,
Es hat mitunter — man glaubt es kaum —
Raum in der kleinsten Hütte.

Dies Glück, wie jeder sich sagen kann,
Kommt auf zwei Füßen gegangen
Und hat ein Häuptlein mit Locken dran,
Oder mit Zöpfen behangen.
Es hat einen rosigen, süßen Mund
Und ein Paar lachende Augen;
Um froh zu machen von Herzensgrund,
Kann es besonders taugen.

Dies Glück wird nicht so leicht erhascht
Von denen, die danach jagen;

Es geht ganz leise und überrascht,
Besonders an Frühlingstagen.
Euch Jungen auch sei dies Glück beschert,
Das schon geworden uns Alten;
Ihr aber zeigt euch seiner wert
Und wollet recht fest es halten.

Worin noch sonst das Glück besteht,
Das ist so leicht nicht zu sagen.
Viel macht, daß den richtigen Weg man geht
Und sich richtig weiß zu betragen;
Das heißt, daß man das Rechte tut
Ohne Zaudern und ohn' Besinnen;
Das ist vor allen Dingen gut,
Um wahres Glück zu gewinnen.

Auf dieses Glück nun, das man kann,
Wenn nur man will, erwerben,
Auf dieses Glück kommt allein es an
Fürs Leben und auch fürs Sterben.
Und diesem Glück nur können wir
Von ganzem Herzen vertrauen,
Ihr Burschen unten — und oben hier
Ihr lieben Jungfrauen und Frauen!

Auf glückliche Zukunft wollen nun
Wir unsere Gläser erheben,
Gelobend, alles das zu tun,
Was wahres Glück kann geben.

Wenn treu wir halten und fest daran,
Dann wird es sicher errungen.
Auf glückliche Zukunft nun stoßt an
Mit uns den Alten, ihr Jungen!

Auf die Alten
1897

Indem ich auf die Alten hier
Eine kurze Rede will halten,
Denk' ich, es sitzt hier einer beim Bier,
Und nennt mich „seinen Alten";
Er sagt vielleicht: „Was fällt ihm ein,
Sich selber leben zu lassen!"
Drum scheint's notwendig mir zu sein,
Mein Thema genau zu fassen.

Ich meine nicht, — das schick' ich voran —
Die „sogenannten" Alten,
Die, sehen sie sich selber an,
Oft gar nicht für alt sich halten.
Und wenn ihr Haar auch schon etwas neigt
Zum Grauen oder gar Weißen,
Ist's darum noch nicht angezeigt,
Sie gleich „die Alten" zu heißen.

Ich meine die im besondern nicht,
Die diesen Namen führen,

Der so vertraulich klingt und so schlicht,
Bei Jungen, die studieren;
An die die Jungen von Zeit zu Zeit
Sich mit dem Ersuchen wenden,
Doch mit der nächsten Gelegenheit
Das fehlende Moos zu senden.

Nicht solche nur, die der Musensohn
„Die Alten“ pflegt zu benennen,
Nein, alle mein' ich, die sich schon
Als alt bezeichnen können.
Und freudigen Herzens sei's bekannt
Von euch, den heut noch jungen,
Wie viel dem deutschen Vaterland
Ist von den Alten errungen.

Wir denken der großen Männer, die
Uns Ruhm erwarben vor Jahren;
Ein neues Deutschland schufen sie,
Die damals alt schon waren,
Die schön uns des Reiches Macht erneut
Mit dem, was einst es besessen.
Von denen einer lebt noch heut
Und ist noch nicht vergessen.

Und die damals in Feindesland
Gestritten für deutsche Ehre,
Die mit dem Schwert in tapfrer Hand
Geschlagen Frankreichs Heere;

Die auf dem Felde der Gefahr
Sich treu und wacker gehalten.
Die meisten haben schon graues Haar
Und zählen sich zu den Alten.

Der tapfern Alten sei gedacht,
Wenn heut die Gläser erklingen,
Der Männer, die in die heiße Schlacht
Für Herd und Heimat gingen;
Der Helden, die zurückgekehrt,
Und derer, die niedersanken,
Die uns befreit mit dem deutschen Schwert
Von alter Zwietracht Schranken.

Und auch den Alten erkling' ein Glas,
Die mit des Verstandes Waffen
Gestritten haben ohn' Unterlaß
Und jetzt noch kämpfen und schaffen;
Die scharfen Geistes mit sichrer Hand
Der Jugend weisen die Ziele;
Gottlob, es hat unser Vaterland
Auch solcher Alten viele.

Gottlob, es fehlt uns an Alten nicht,
Die nicht sich ducken und beugen,
Die offen dürfen ihr Angesicht
Dem ganzen Volke zeigen;
Die noch geblieben der Freiheit treu,
Vor keinem Gegner verzagen,

Und die auch ohne Furcht und Scheu
Dem Freunde die Wahrheit sagen.

O Jugend, du auch wirst einst alt
Und kommst in hohe Semester,
Bewahre dir, was als sichrer Halt
Bewährt ist und als fester;
Was sehr viel besser als Gut und Geld,
Um das sich Toren beneiden;
Was ungealtert die Brust erhält
In Schmerzen auch und in Leiden.

Es ist ein Quell, aus dem allzeit
Verjüngung strömt aufs neue,
Das ist des Herzens Lauterkeit
Und unverbrüchliche Treue;
Verachtung dessen, was Tand und Schein,
Verachtung alles Gemeinen,
Das soll dein Wahlspruch, o Jugend, sein
Im großen und auch im kleinen.

Darin, o Jugend, eifre nach
Den Alten, die jung geblieben,
Die noch nicht lässig und noch nicht schwach,
Noch hassen können und lieben,
Auf daß du selber dich einst mit Recht
Darfst zählen zu solchen Alten;
Das Vaterland braucht ein Geschlecht,
Das frisch sich weiß zu erhalten.

Es braucht ein Geschlecht von gleicher Art,
Wie das der Väter gewesen,
Das treulich das Errungene wahrt
In guten Tagen und bösen;
Das als ein Kleinod es weitergibt
Einmal an seine Söhne,
Das sich am Großen erhebt und liebt
Das Edele und das Schöne.

Das Vaterland braucht ein Geschlecht,
Das hält auf Ehr' und Tugend,
Das fröhlichen Sinns ist, wenn es zecht,
Nicht alt schon scheint in der Jugend;
Das mit Bescheidenheit und mit Fleiß
Folgt alter Meister Lehren
Und gut den Stahl auch zu führen weiß,
Wenn's not tut sich zu wehren.

Nun nehmen wir das Glas zur Hand,
Es unsern Alten zu weihen,
Den lieben Alten im Vaterland,
Den wackern, rechtschaffnen, treuen,
Die hoffnungsvoll auf die Jugend schaun
Und auf ihr Ringen und Streben.
Stoßt an! Die Alten — auch alte Fraun
Mit eingeschlossen — solln leben!

Auf das Wohl der Frauen

1898

Ihr wackren Burschen, wenn wir heut
Vergnüglich um uns blicken,
Was ist es, das uns vor allem freut
Und uns erfüllt mit Entzücken?
Was gibt dem Feste den vollen Glanz?
Sie sind es, die niederschauen
Von oben auf uns in holdem Kranz,
Unsre lieben und guten Frauen!

Es wär' um uns sehr mangelhaft
Bestellt, wenn sie nicht wären,
Denn sie erhalten die Burschenschaft
Und bringen sie hoch zu Ehren.
Der Burschenschaft verhelfen sie
Zu immer erneuter Blüte,
Und unsere Füchslein mit so viel Müh'
Erziehn sie und so viel Güte.

So wie die Frau ist, so ist das Haus,
Und bald wird wahrgenommen,
Zieht einer in die Welt hinaus,
Aus welchem Haus' er gekommen.
Bald merkt man es, welcher Mutter Kind
Er ist: es wecken Vertrauen
Gar bald, die ausgesendet sind
In die Welt von guten Frauen.

Schön ist die Burschenherrlichkeit,
Doch währt sie, ach, nicht lange;
Bald ist vorüber die goldne Zeit,
Aus ist es mit Sang' und Klange.
Dann hängt der Schläger an der Wand,
Der einst mit Eifer geschwungen,
Im Kasten liegt das Burschenband,
Das einstmals die Brust umschlungen.

Ach, daß so rasch muß alles verblühn,
Was reizend ist auf Erden!
Hart ist's, ins Philisterland zu ziehn
Und selbst Philister zu werden!
Fern von der Brüder frohem Reihn,
In dem er so gern noch bliebe,
Sitzt dann der Bursche ganz allein,
Und alles erscheint ihm trübe.

Dann kommt auf einmal — Gott weiß, woher —
In seines Elends Mitten,
Als ob's vom Himmel gefallen wär',
Ein junges Fräulein geschritten —
Nett anzusehn, mit Blumen im Haar,
Dem blonden oder auch braunen.
Der Bursche nimmt das Wunder wahr
Mit angenehmem Erstaunen.

Ganz anders sieht nun aus die Welt,
Sie scheint noch etwas zu taugen,

Auf einmal ist alles aufgehellt
Durch ein Paar helle Augen.
Helle Augen und ein roter Mund,
Was können die alles machen!
Sie machen ein krankes Herz gesund
Allein durch ein wenig Lachen.

Sie schauen sich an, sie merken schnell,
Daß sie einander gewogen.
Nun wird der rauhe junge Gesell
Erst eigentlich erzogen.
Sie hat etwas mehr Erziehliches,
Die sich sein Herz erkoren,
Als Plato und Aristoteles
Und die andern Professoren.

Nun geht es, wie es nicht anders kann,
Und allerwärts ist zu schauen:
Bald wird aus dem Brautpaar Frau und Mann,
Die fröhlich ihr Nest sich bauen.
Wie weiter es geht, das ist bekannt,
Besonders an den Schwalben:
Da schauen bald über des Nestes Rand
Die Jungen allenthalben.

Nun kommt das Leben, das ist nicht so,
Wie wir es gemalt uns hatten,
Nicht ganz so klar, so glatt, so froh,
Es bringt auch Sorgen und Schatten.

Wohl dem dann, der sich zu jeder Frist
Kann an dem Trost erheben,
Daß die Gehilfin, die um ihn ist,
Die Treue, ihm ward gegeben.

Was wären wir ohne unsre Fraun!
Wir können nur mit Bedauern
Auf alternde Junggesellen schaun,
Die ungeliebt versauern;
Die, wenn sie in ihr Haus hinein
Aus der rauhen Welt gegangen,
Nicht empfangen werden von Sonnenschein,
Nicht von blühndem Leben empfangen.

Wohl kein Beruf wird gänzlich frei
Von Ärgernissen befunden,
Sogar mit der Schriftstellerei
Ist ein'ger Verdruß verbunden.
Den Arzt, den Richter, den Prediger quält
So manches, das sehr verschieden,
Und selbst der Lehrer — so wird erzählt —
Ist manchmal unzufrieden.

Verärgert kommt einer in sein Haus,
Nicht lange wird er so bleiben.
Die Frau, die sagt sich: „Wie sieht er aus?
Das will ich ihm bald vertreiben!"
In kurzem schon weiß sie die Welt
Ihm annehmbarer zu machen,

Und alles wird von ihr erhellt
Aufs neue durch ein kleines Lachen.

So ist sein Kleinod sie, sein Hort
In ihrem hausfräulichen Walten,
Sie streichelt von der Stirn ihm fort
Die ungehörigen Falten.
So stehen sie in Glück und Not
Innig verbunden beide,
Sie teilt seine Sorgen wie sein Brot
Und teilt mit ihm seine Freude.

Der Bursch wird endlich alt und grau,
Doch denkt er nicht ans Verzagen,
Bei ihm gestanden hat treu die Frau
In guten und bösen Tagen.
Drum hat er sich als bestes Gut
Ein fröhlich Herz erhalten
Und blickt ins Leben noch wohlgemut,
Der Alte mit seiner Alten.

Nun wollen wir in hellem Ton
Die Gläser lassen erklingen,
Die unsern Schatz wir haben schon
Und die ihn noch sollen erringen.
Zum Gruße denen, die auf uns schaun,
Wolln wir die Gläser erheben,
Unsre lieben Fraun, unsre treuen Fraun,
Unsre deutschen Fraun sollen leben!

Episteln aus der Sommerfrische

1894

Graal in Mecklenburg

I

Wie freu' ich, Freund, mich, daß ich glücklich doch
Mich aus der Hauptstadt brausendem Gewühl
Gerettet hab' in dieses Dörfchens Frieden!
Es ist ein sehr bescheidnes kleines Dorf,
Wo über halbzerfallnen Zaun sich lehnt
Mit weißen Blütenschüsseln der Holunder,
Und auf der sand'gen, tiefzerfahrnen Straße
Graugrüner Wermut wächst. Von zwanzig Häuschen –
Mehr zählt das Dorf nicht — eins beherbergt mich,
Und sehr zufrieden stellt mich mein Quartier.
Ein kräft'ger Viehgeruch erfüllt die Räume,
Denn mit mir unter einem Strohdach wohnen
Fünf bunte Kühe und ein braves Pferd,
Ein Brauner, der an Arbeit ist gewöhnt.
Die Hühner streifen durch das ganze Haus,
Zu jedem unverschlossnen Raume haben
Sie freien Zutritt, und besonders gern
Spazieren auf dem Küchenherde sie.
In jeden Hafen blicken sie hinein
Und kosten vor, was mir bereitet wird.

Selbst in den unbewachten Kaffeetopf
Eintunken gierig ihre Schnäbel sie.
Daß Hühner Kaffee trinken, war mir neu,
Jedoch sie tun es, tun es mit Vergnügen,
Und ganz besonders, scheint es, zieht sie an
Der beßre Kaffee, den die Städter führen.

Tret' ich am frühen Morgen vor die Tür,
Empfängt der Lerchen lauter Jubel mich,
Die, in den Lüften hängend, unermüdlich
So lange singen, bis der Abend dämmert.
Vergnüglich wandr' ich durch die reiche Flur,
Als ob sie mir gehörten, freu' ich mich
Am schönen Stand der Felder. Schwer hernieder
Von hohen Halmen hängen dichtgedrängt
Und goldig schimmernd schon des Roggens Ähren,
Und voller Glockenblumen steht der Rain.
Nicht aber weit erstreckt die Feldmark sich,
Und ringsum ist vom Wald umschlossen sie,
Aus dem das Gurren wilder Tauben tönt.
Am Waldesrande, wo des Thymians
Sanftrote Kissen sind ins Grün gestickt,
Da lieg' ich gern nachdenkend oder träumend.

Die Eingebornen dieses Dörfchens fand ich –
Ungern verrat' ich's – nicht so unbeleckt
Von der Kultur, wie ich sie mir gewünscht.
Sie rechnen gut und wissen wohl zu schätzen
Den fremden Mann als Quelle des Erwerbs.

Für alles, was sie ihm verkaufen – und
Es ist nicht immer gut – verlangen sie
Berliner Preise und ein wenig mehr.
Allein wer, frag' ich mich, ist schuld daran?
Wenn das verdorbne Volk der Hauptstadt nie
In dieses stille Dorf gekommen wäre,
Die es bewohnen, wären unschuldsvoll,
Zufrieden noch und kindlichen Gemüts,
Wie es der Neuen Welt Bewohner waren,
Bevor der Spanier ihren Strand betrat.
Darum mit Grimm betrachte jedesmal
Ich den Geheimrat, wenn an meiner Tür
Vorbei er geht dem nahen Walde zu,
Wo er sich Beeren sucht fürs Abendbrot.
Der, denk' ich, ist es, der das Volk verdirbt! –
Vermutlich denkt er ebenso von mir.

II

Es ist die Zeit, da voll in Schoten stehn
Die großen Bohnen, die in Preußens Farben
Schwarz-weiß erblühn. Die Schwalben haben schon
Im Fliegen unterrichtet ihre Jungen
Und ausgeführt; die aber wundern sich,
Wie doch die Welt so weit ist und so – naß!
Denn schon so lange regnet jeden Tag
Es unermüdlich, jeden Tag auch weht
Gleich kräftig der verdrießliche Südwest,
Der uns verhaßt noch aus besondrem Grunde,

Weil er im nächsten Fischerdorf die Boote
Hält auf dem Strande und daheim die Fischer,
Von denen wir erwartet und gehofft,
Daß sie mit Schollen unsern Tisch versähen.

O dieser Regen! Freund, du kennst mich ja
Und weißt, wie wenig Regen sonst mich anficht.
Als eine Himmelsgabe nehm' ich gern
Und froh ihn auf wie eine durst'ge Staude,
Die ihm entgegen ihre Blätter breitet.
Gern durch das nasse Farnkraut streich' ich hin,
Erquickung atmend, während es von oben
Auf mich herabtropft aus der Bäume Haar.
Doch immer Regen, alle Tage Regen,
Das wird zu viel. Gern wieder einmal säh' ich
Der lieben Sonne strahlendes Gesicht,
Nach dem auch Feld und Garten sehr verlangt.
Ach, ganz verödet liegt der Krocketplatz,
Von dem sonst munteres Geräusch erscholl,
Manchmal auch Streit, der, eh' es Abend wurde,
Beendet immer durch Versöhnung war.

Auf seltsame Gedanken bringt der Regen
Die Sommergäste und auf traurige.
Die einen griffen zu den Karten, andre
Vertieften sich in mitgebrachte Bücher,
Und einige – zu sagen wird's mir schwer,
Und glaublich kaum wird es dir scheinen, Freund –
Sah ich mit Schaudern Zeitungsblätter lesen.

Unselige! Wie weit doch kann der Mensch
Verirren sich und sinken o wie tief!

Als es kein Ende mit dem Regen nahm
Und kalt dazu es wurde, bitter kalt,
Da wußte sich zuletzt die Jugend Rat.
Ein junger Mensch von großer Findigkeit,
Ein Referendar natürlich seines Zeichens,
Der hier im Dörfchen ein paar Tage weilte,
Hatt' einen Musikanten aufgespürt.
Kein Mann von Fach war's, nein, ein Eingeborner,
Der auf der Ziehharmonika geübt
Zu spielen war und gar nicht schlecht sie spielte.
Der ward am Abend in den Krug bestellt
Und ihm gesagt: „Nun zeige, was du kannst!"
Kaum aufzuspielen hatt' er angefangen,
Da schwärmte schon das junge Volk heran,
Wie Bienen um das blühende Heidekraut,
Und bald in vollem Gange war der Tanz.
Der junge Meister spielte unverdrossen,
Erst sanftre Tänze, ungestümre dann:
Polka-Mazurka, Walzer und Galopp,
Zuletzt Rheinländer, der von allen ist
Bewegt am stärksten. So im muntern Reigen
Sich drehend, tanzten sich die Jungen warm; –
Die Älteren erwärmten sich mit Grog.

III

Der Himmel macht ein freundliches Gesicht,
Nachdem er jüngst mit heft'gen Donnerschlägen
Sich ausgegrollt hat. Länger zürnt er nicht,
Nicht auf die nasse Flur mehr fällt der Regen.
Sie trocknet ihre Tränen, süßer Duft
Strömt aus der Hecke von des Geißblatts Dolden.
Es tummeln wieder in der hohen Luft
Die Schwalben sich, die hurtigen, die holden.
Nun durchs Gefilde geht ein Rauschen hin,
Das goldne Korn fällt von der Sense Schneide,
Dem Schnitter folgt die flinke Binderin,
Und bis zum Abend emsig schaffen beide.
Aufatmen jetzt die Sommergäste, die
Schon ganz verzagt und trostlos sich verkrochen,
Auf allen Wegen wieder wimmeln sie
Ameisen gleich nach regenreichen Wochen.
Hinaus lockt sie der helle Sonnenschein,
Sie schwärmen für Natur, wie sie es nennen,
Doch steht der meisten Sinn auf das allein,
Was auch zu Hause sie genießen können.
Wie sich das Wegblatt heftet an den Tritt
Des weißen Mannes, folgend seinen Spuren,
So nehmen sie der Hauptstadt Plunder mit
Und streuen aus ihn über fromme Fluren.
Ein Zeitungsblatt, daliegend auf dem Moos,
Ein fett'ger Band, auf einer Bank in stiller
Vergessenheit, sie sagen, was da los:

„Hier ist Berlin, hier weilt Familie Müller!"
Doch Gott sei Dank, leicht ist es zu entfliehn
Dorthin, wo du dich wohler fühlst und freier.
Weit in die Heide wagt sich nicht Berlin,
Und selten nur betritt das Moor ein Meyer.
Geborgen bin ich, bin gerettet bald
Und unerreichbar für der Menschheit Plagen,
Wenn mild in seinen Schutz mich nimmt der Wald,
Die Büsche hinter mir zusammenschlagen.
Kein Mensch begegnet mir, von fern nur kund
Wird mir ein Völklein von friedfert'gen Wesen,
Das scheue Wild, das um die Dämmerstund
Heraustritt aus dem Dickicht, um zu äsen.
Wo um den Stamm der alten Eiche sich
Des Efeus grüne Arme zärtlich winden,
In stiller Einsamkeit, da suche mich,
Und du – ich glaub' es fest – du wirst mich finden.
Ja, komm mir nach und wage dich hinaus,
Leicht wirst den Bann du, der dich festhält, brechen.
Dann wollen wir im trauten Försterhaus
In Ruh die Zeitereignisse besprechen
Und andres mehr noch und gemütlich zechen.

1896

Wustrow in Mecklenburg

IV

Leb wohl, Berlin, mit deinen Exzellenzen,
Geheimen Räten und Kommerzienräten,
Radfahrern und Radfahrerinnen, mit
Palästen, Kirchen, Säulen, Bierlokalen
Und – last not least – mit der Gewerbausstellung
Neunzig mal neunzig Wundern! Lebe wohl!
So rief ich, Freund, und ohne Kummer eilt' ich
Und ohne Abschiedstränen nach der Bahn.
Du weißt es ja, wie sehr Berlin ich achte,
Und meinen Wohnsitz anderwärts zu haben,
Entschlöß' ich kaum mich, aber das steht fest,
Daß ein paar Wochen Fernsein von Berlin
Dazu gehören, zu ertragen es.

Schon auf der Bahnfahrt atmete ich auf,
Besonders bei der Reise letztem Teil.
Von Stralsund, dessen Rathaus mit dem Keller
Darunter wohl bekannt dir, führt die Bahn
Durch Pommern hin ins Mecklenburger Land.
Fein langsam geht der Zug, so daß man deutlich
Des Hafers Rispen unterscheiden kann,
Wo mit der purpurblüt'gen Futterwicke
Gemengt er steht. Und o was alles sonst
Ist noch zu sehn, das Aug' erquickt und Herz:

Der hohe Roggen, dessen Ähren schon
Das matte Gold der nahenden Reife schmückt;
Das Weizenfeld, das endlos fast sich dehnt,
Noch erbsengrün jetzt; in die Halme sind
Kornblumen eingewebt und roter Mohn.
Sieh, auf der Brache liegt's wie neuer Schnee!
Was ist das? Gänse, zahllos viele Gänse!
Da ist es mir, als schwebte durch die Luft
Ein wonnigliches Gänsebratendüftlein
Mit Duft von Apfel- und Rosinenfüllung –
Verzeih mir, wenn es grausam dir erscheint.
Ein andres Bild: die üppig grüne Weide,
Drauf – es ist Mittag – die gefleckte Herde
Samt ihrem Hirten unbeweglich ruht.
Und wieder Feld, und dann die Pferdekoppel,
Auf der die schmucken, glatten Tiere grasen.
Beim Nahn des Zuges in Bewegung setzt sich
Der ganze Trupp, die Alten mit den Fohlen,
Und trabt vorüber – ein entzückend Bild!

Nun kommen wir ans breite Binnenwasser,
Und von dem Bahnzug auf den Dampfer geht's.
Der Westwind nimmt die Backen tüchtig voll,
Die Flut, die sonst so friedlich ist und still,
Erhebt in Kämme tragenden Wogen sich.
Vor uns beständig, auf der Seite liegend,
Dem gleichen Ziel zu fliegt ein Segelboot,
Das unser kleiner Dampfer zu erreichen,
Zu überholen sich vergeblich müht.

Soll ich nicht auch den Wind benutzen? denkt er
Und setzt ein Segel auf, doch nützt es nichts,
Und immer vor ihm bleibt das braune Segel.
Er hat zu schwere Leute wohl an Bord
Mit Kisten, Kasten und Petroleumkochern,
Mit dicken Büchern, die zum fünftenmal
Schon an die See gehn, um zum fünftenmal
Unaufgeschlagen wieder heimzukehren.

Das Ziel erreicht! Sieh, auf dem Landungsplatze
Steht unser Wirt, der Schiffer, uns erwartend.
Wie hübsch im Grünen liegt der Ort, dahinter
Erhebt der lange Deich sich, hinter ihm,
Verborgen noch den Blicken ist die See.
Ich höre sie, ich höre, wie sie rauscht.
Willkommner Ton! O tausendmal gegrüßt
Sei mir, du liebe, lang' entbehrte See!

Nun muß ich schließen, Freund, am Strande hat
So wenig Zeit man, weil man nichts zu tun hat.
Ein letztes Wort noch: Wenn auf ein paar Tage
Du von den Reizen der Gewerbausstellung
Dich loszumachen noch die Kraft hast – komm!

1898

Festung Weichselmünde

Beklag' mich nicht! Eh'r könnt' ich dich beklagen
Als einen, der nicht viel Vergnügen hat,
Weil er in diesen schönen Sommertagen
Gebannt ist an die unruhvolle Stadt.
Denk nicht zu schlecht von meinem Sommersitze!
Ich wollte wohl, er wäre dir bekannt,
Der alte Turm mit freilich neuer Spitze –
So stattlich blickt er über See und Land!
Von Schwalben ohne Zahl wird er umflogen,
Und ihre Nester seh' ich überall,
Wo Schutz gewährt ein Dachfirst oder Bogen,
Ein Steingesimse Mauer trennt von Wall.
Sieh nur, auch Schwalben wohnen auf der Veste,
Frei allerdings, als holde Sommergäste.

Denk nicht, daß hier in dunklem Raum ich lebe,
Ist meine Wohnung auch nur ziemlich klein,
Die Sonne blickt auch zwischen Eisenstäbe,
Auch in ein niedriges Gemach hinein.
Ich weiß gar wohl Beschäft'gung mir zu machen –
Das Müßigsein, du weißt's, ist nicht mein Brauch –
Dabei vernehm' ich muntrer Kinder Lachen,
Wenn ich das höre, lachen muß ich auch.

Auch ist noch nicht verstummt der Vöglein Reigen,
Der freudevoll begrüßt den jungen Tag;
Es ruft und lockt noch von des Ahorns Zweigen,
Aus Lindengrün tönt noch des Finken Schlag.
Wo am Gemäuer dichte Sträucher hängen,
Da fühlt der Meisen kleines Volk sich wohl,
Und ihren Stimmen mit willkommnen Klängen
Gesellen sich Goldammer und Pirol.
Den Sperling hör' ich, der sich naht verstohlen,
Um sich sein Teil von meinem Brot zu holen.

Ob's hier auch blüht? War das ein Blütenleben,
Eh' auf den Wällen war das Gras gemäht!
Dort werden wen'ge wieder sich erheben,
Doch andre blühn auf wohlgepflegtem Beet.
Wie viel von unserm Gärtchen wird geboten,
Was lustig aussieht, froh die Augen macht!
Die weißen Rosen streiten mit den roten,
Wer schöner sei; der Lilie stolze Pracht
Erhebt sich auf dem schlankgebauten Stiele,
Und andrer Blumen gibt es, o wie viele!

Ich steig' empor, wie oft zu tun wir pflegen,
Zu der Bastion, da liegt vor mir das Meer;
Sein Atem weht erfrischend mir entgegen,
Mit frohen Blicken schau' ich um mich her.
Den breiten Strom seh' ich die Schiffe tragen,
Wie ich's in Zeiten sah, die längst dahin;
Ich seh', wie sich des Meeres Wellen jagen

Mit Schaum gekrönt. Wohl mir, daß hier ich bin!
Es schweift mein Blick, da wird ums Herz mir eigen,
Hinüber zu den waldbekränzten Höhn,
Wo ich vertraut bin mit den schmalen Steigen
Von alter Zeit. O Heimat, bist du schön!

1899

Glettkau bei Danzig

Nun bald drei Wochen weil' ich hier, o Freund,
Im stillen Fischerdörfchen an der See,
An das landeinwärts schöne Fluren grenzen.
Ein wenig sind wir gegen euch zurück;
In diesen Tagen ward der erste Roggen
Gehauen hier, und viel des Ährengoldes
Steht auf den Feldern noch der Sense wartend.
Hier also weil' ich, nährend mich von dem,
Was See und Acker abwirft: von Kartoffeln
Und kleinen Flundern, wozu manchmal noch
Des nahgelegnen Waldes Beeren kommen,
Und fühl' mich wohl. Ein wenig allerdings
Hab' ich zu leiden von der Sonnenglut,
Mit der ja euch auch in der großen Stadt,
Wie gestern ich in unserm Kreisblatt las,
Der Juli dieses Jahres hat gesegnet.
Was aber will die Sonnenhitze sagen

An einem Ort, wohin der Eismann kommt
Und wo es sonst so viele Mittel gibt,
Die Kühlung schaffen! Ach, hierher zu uns
Gelangt kein Eismann. Durch die dünnen Wände
Der Häuser in die Zimmer dringt die Glut
Und bleibt auch nachts darin, den Schlaf verscheuchend.
O daß ein Regen etwas Kühlung brächte!
Doch ach, vergebens bitten wir darum:
Seit neunzehn Tagen ist kein Regentropfen
Gefallen auf das ausgedörrte Land.
Mit Tau besprengt die Nacht zwar Gras und Laub,
Doch rasch verschwindet er; zu hurtig sammelt
Die Morgensonne all die Perlen ein.
O Vater Zeus, du hast doch anderwärts
Und auch zu weit nicht von der Bernsteinküste
Geworfen jüngst mit deinen Donnerkeilen
Und reichlich Regen auf die Flur geschüttet,
Warum soll dieses Stückchen Land allein
Nicht teilhaft werden eines gleichen Segens?
Siehst du denn nicht, wie schlaff herab schon hängen
Des Baumes Zweige, wie des Feldes Blumen
Verschmachtend niederbeugen ihre Häupter?
Wenn du nicht Mitleid mit den Fischern hast
Noch mit den Badegästen, solltest du
Erbarmen doch der armen Nymphen dich.
Vom Ufer schon zieht merklich sich zurück
Des Weihers Flut, und Bangigkeit befällt
Mich ob der Nymphen und der Wasserrosen,
Die nächstens werden auf dem Trocknen sitzen.

Zeus aber hört uns nicht, von Tag zu Tag
Nimmt zu die Dürre und der Durst mit ihr.

Freund, eine harte Sache ist der Durst!
Das spürt' ich jüngst auf einer langen Wandrung
Durch Felder hin, als unbarmherzig sandte
Auf mich herab die Sonne ihre Pfeile.
Du weißt, wie es dem Wüstenwandrer geht:
Wenn nah' er dem Verschmachten ist, verwirren
Sich seine Sinne, und vor Augen steht ihm
Ein holdes Trugbild: Palmen sieht er schattend
Sich wölben über einem Plätzchen, wo
Lebend'ges Wasser aus dem Felsen springt.
Ganz ähnlich, Freund, erging es neulich mir.
Als ich auf schattenlosem Pfade schritt
Und lang mir hing die Zunge aus dem Halse,
Da sah ich sitzen dich an kühlem Ort
Bei einem Fasse, unermüdlich zapftest
Du Glas auf Glas dir von dem kühlen Bier,
Und Wohlbehagen lag auf deinem Antlitz.
Da regte etwas sich in meiner Seele,
Das, ach, dem Neide ziemlich ähnlich sah.
Scham überfiel mich, daß den Seelenfrieden
Mir ein so häßliches Empfinden störte,
Und zu verscheuchen suchte ich das Trugbild,
Indem ich an verschiednes Schöne dachte:
An Schillers Glocke, an die Röntgenstrahlen,
An der modernsten Dichtkunst Meisterwerke
Und an noch andres, was den Geist erhebt.

Doch zwischen all das Schöne drängte sich
Des Zechers Bild stets und das kühle Bier.
So litt ich namenlos, bis endlich ich —
Zeit war es — ein bescheidnes Wirtshaus fand,
Wo meinen Durst mit saurer Milch ich löschte.
Dann gab ich Auftrag, einen Grog zu brauen
Aus sanitären Gründen, weil ich weiß:
Ein gutes Mittel ist Heiß gegen Heiß.

1900

Toronto am Ontariosee in Kanada

Fünf Tage lang war ich im wilden Wald,
Und wie ein Traum ist mir das vorgekommen.
Viel Blumen von fremdartiger Gestalt
Hab' ich gesehn, ein paar auch mitgenommen.
Fremdartig war rings um mich her die Welt,
Und alles mir Vertraute lag so ferne,
Nur daß am Abend sahn vom Himmelszelt
Bekannten Augen gleich auf mich die Sterne.
Ein Blockhaus nahm mich auf die letzte Nacht,
Ein ärmlich Heim, doch war ich sehr zufrieden,
Daß mir, den Weg und Sonne müd gemacht,
Zuletzt ein Dach und Lager doch beschieden.
Still war es da, jedoch nicht gänzlich still,
Ich hört' ein Etwas, das mir wohlgefallen:
Die ganze Nacht durch rief der Whippoorwill,
Wenn ich erwacht', hört' seinen Ruf ich schallen.

Bei diesem Tone ward erinnert ich
An viel Geschichten, die in Kindertagen
Gelesen wir. Dann dacht' ich auch an dich:
Wenn du mich sähst, was würdest du wohl sagen!
Wenn plötzlich so, wie ich dort eingekehrt,
Dacht' ich bei mir, ich vor dich würde treten,
Entschieden hättest du mich abgewehrt
Und schwerlich mich zu dir herein gebeten.
Und hättst du an der Stimme mich erkannt,
Hättst du gerufen wohl: „Was ist geworden
Aus dir, o Freund! Fielst du in Räuberhand?
Gehörst du selbst zu einem Räuberorden?
Dein Anblick macht mich ein klein wenig bang,
Und ich empfinde fast etwas wie Grauen;
Wie siehst du aus, den ich als Elegant
So lange Jahre war gewohnt zu schauen!
Ich dachte dich zu kennen doch so gut,
Wie kannst du plötzlich so vor mir erscheinen?
Was auf dem Kopf du hast, ist das ein Hut?
Sind Hosen das an deinen beiden Beinen?
Von welcher Vogelscheuche stammt dein Rock?
Wo hast du dieses Schuhwerk aufgelesen?
Der schmutz'ge Fetzen an zerbrochnem Stock,
Ist das einmal ein Regenschirm gewesen?
Allein davon nichts weiter! Komm herein,
Du brauchst etwas zu essen und zu trinken.
Ich komm' sofort zurück mit kühlem Wein
Und bring' auch Hummer, Lachs und Schweineschinken."
So hättest du gesprochen, gern bereit —

Ich kenn' dein gutes Herz — mich zu erquicken.
Das Mitleid und die edle Menschlichkeit
Sind Tugenden, die dich vor allem schmücken.
Doch ganz entschieden abgewehrt hätt' ich:
„Was soll mir das, was leicht ich kann entbehren?
Dergleichen Dinge sind nicht mehr für mich,
Seit ich gelernt mich einfach zu ernähren.
Vom Walde komm' ich, von der Wildnis her,
Von Dorn und Dickicht, Swamp und Felsgehängen
Und mach' mir nichts aus Leckerbissen mehr,
Wonach sich schnalzend fette Städter drängen.
Weil mir der Wald noch keine Beeren bot,
Mußt' ich in sehr bescheidne Kost mich fügen.
Ein Stücklein Speck, ein wenig hartes Brot,
Das war mein Mahl und konnte mir genügen.
Dem Vogel gleich trank ich aus kaltem Quell,
Mein heißer Durst bracht' keinem Wirte Nutzen.
So lebt' ich tagelang und lernte schnell
Und ziemlich gut mir selbst die Schuhe putzen.
So etwas Gutes doch erlernt' ich da,
Und macht das Glück mir einmal böse Mienen,
Kann ich noch immer in Amerika
Als Stiefelputzer mir mein Brot verdienen.
Mich einzuschränken bin ich dann gewohnt
Und kann der übermüt'gen Schlemmer lachen —
Wenn aber dich das Unglück nicht verschont,
Was willst du, sprich, in solcher Lage machen?"

1901

Heubude bei Danzig

Du weißt, o Freund, ich bin einmal
Nicht für die stolzen Modebäder,
Wohin die Großstadt ihre Qual
Zu schleppen pflegt und ihre Räder;
Wohin man geht, nicht, um zu schaun,
Was die Natur beut zum Erquicken,
Nein, um gesehn zu werden, wo die Fraun
Einander mustern mit oft neid'schen Blicken
In ihrem Staat; wo spät und früh
Die Kurkapelle schrecklich tutet
Und der Geruch von Patschuli
Sogar im Wald uns anfällt unvermutet.
Drum hab' ich diesmal wieder auserwählt,
Um Seel' und Leib zugleich zu laben,
Ein Plätzchen mir, wo beinah' alles fehlt,
Was gern moderne Leute haben.
Was hab' ich hier? Wald, Moor und Sand —
Das schon allein kann mir genügen —
Dazu der See reizvollen Strand,
Auf dem der Fischer Boote liegen,
Die weißen Dünen, wo die „Seemannstreu'"
Noch unberaubt gezackte Blätter breitet,
Wo stets erfreut, bezaubert stets aufs neu'
Der Blick hinab zur blauen Fläche gleitet.
Wie niedlich sind sie anzusehen,
Aus Holz gebaut, mit Stroh bedeckt,

Die Häuschen, die vereinzelt stehen,
Halb in des Waldes Grün versteckt!
Vor jedem Haus ein Gärtchen läßt
Sich bunte Blumen wie zum Strauß vereinen,
Auf manchem Dach siehst du ein Nest,
In dem ein Storch steht mit den Seinen.
O welch ein wonniges Gefühl,
An solchem stillen Ort zu hausen,
In den noch kein Automobil
Es hat gewagt hineinzusausen!
So fand ich alles hier vereint,
Woran besonders mir gelegen,
Nur Eines fehlte lange mir, o Freund,
Und dieses Eine war der Regen.
Kein Tropfen fiel, die dürre Flur
Zu schützen vor des Durstes Qualen,
Es trafen Tag für Tag sie nur
Der Sonne mitleidlose Strahlen.
Die Kinder Florens flehten, ach,
Umsonst zum Himmel, sie zu tränken;
Ich sah sie nieder zum versiegten Bach
Verschmachtend ihre holden Häupter senken.
Mitunter zog Gewölk am Himmel auf,
Doch trockner Wind zerstreut' es immer wieder.
So ging es fort in langer Wochen Lauf –
Da eines Nachts fiel Regen nieder.
O Freude, als im Morgensonnenlicht
Im Haar der Kiefern Diamanten hingen!
Wohl gab es schönre Diamanten nicht

Als diese, die so rasch vergingen.
O möcht' der Himmel doch von oben her
Mehr noch des kühlen Nasses niederschütten.
Die Blumen bitten um noch mehr
So lüstern=scheu, wie Kinder bitten.

Sprich, möchtest, lieber Freund, auch du
Nicht gern an diesem Orte weilen
Und seine angenehme Ruh'
Und seinen Frieden mit mir teilen?
Auch du, des ew'gen Lärmes satt,
So sag' ich mir, verlangst nach Stille
Und sehnst dich aus der großen Stadt
Hinweg in ländliche Idylle.
Da seh' ich dich auf einmal mir
Ein etwas spöttisch Antlitz zeigen.
„Wie," fragst du mich, „steht dort es mit dem Bier?"
Schäm' dich, Materialist, und laß mich schweigen!

1904

Warnemünde in Mecklenburg

Ich hab's erreicht, nachdem ich schon die Tage,
Bis ich's erreichte, sehnsuchtsvoll gezählt.
Nun seh' ich ein, daß ich ohn' alle Frage,
O teurer Freund, das bessre Teil erwählt.
Vorüber war die Zeit der bangen Schwüle,

Als eben ich betreten hier den Strand,
Von Westen kam der Wind mit frischer Kühle,
Hinstrich sein Odem über Flut und Land.
O wie mir war! Als ob zu hehrer Feier
Ich käme, blieb ich voll Entzücken stehn,
Da überm Molenkopf ich sah die Schleier,
Die blendend weißen, in dem Winde wehn.
Vor mir sah ich's, daß nichts dem Bilde fehle,
Smaragden schimmern und dazwischen Schnee,
Und jubelnd rief ich mit befreiter Seele:
„*ϑάλαττα, ϑάλαττα*!“ die See, die See!

O wie es schön hier ist, seit endlich Regen
Gefallen, den ein güt'ger Gott geschickt,
Dankbar ist alles für ersehnten Segen,
Der Tier und Pflanze hat aufs neu' erquickt.
Der Sträucher Zweige richten allenthalben
Sich auf, da neues Leben ihnen lieh
Des Himmels Naß. Man merkt den flinken Schwalben
Es an: erfreut und dankbar sind auch sie.
Die reine Luft, wie stärkt sie unsre Glieder,
Die schon zusammensanken müd' und matt,
Und wie ein Bad erfrischt den Geist sie wieder.
Nein, solche Luft fehlt doch der großen Stadt!
Du weißt, o Freund, wie ich die Großstadt schätze:
Bewundernd lass' an mir vorüberziehn
Im Geist ich all die Straßen und die Plätze
Und all die Marmorbilder von Berlin.
Doch alles das läßt sich ein Weilchen missen,

Auch dies sogar – nenn's nicht Impietät! –
Vorübergehend einmal nichts zu wissen
Von alledem, was in den Blättern steht.
Man muß dafür auch einmal Zeit gewinnen,
Was in des Tagwerks Drange sich vergißt,
Sich einmal wieder auch auf das besinnen,
Was nicht von heut noch auch von gestern ist.

Allein was schwatz' ich! Zeit ist es zu schließen,
Mir selber gegenüber ist es Pflicht.
Ich bin, o Freund, doch hier, um zu genießen,
Und allzu lang währt meine Freiheit nicht.
Und wär' sie länger auch, verdächt'ges Schweigen
Herrscht schon, der Vöglein Sang ist längst verhallt,
Ein goldnes Blättchen an der Birke Zweigen,
Es flüstert: „Was du tun willst, tu es bald!"
So will ich denn erfreun mich an den Gaben,
Die uns Natur mit reichen Händen streut,
An alledem mich ohne Sorge laben,
Was Strand und Wald und Meer und Himmel beut.
Das will genießen ich in vollen Zügen,
Daß du mir's gönnst, steht bei mir felsenfest,
Und außerdem wünsch' ich ja auch Vergnügen
Dir in Berlin, dem marmorreichen Nest.

Tischrede

gehalten auf einem Tauffest im eigenen Hause

1885

Meine lieben und werten Gäste,
Erlaubt es, daß ich bei diesem Feste
Eine kurze Weile still stehe
Und zurück auf Vergangnes sehe.
Es geht wohl mancher durchs Leben hin,
Wie ich selber gegangen bin,
Eine lange Zeit hindurch mit Hast,
Ohne Ruhe und sonder Rast;
Wie ein Wandrer des Weges geht,
Der sich nicht aufhält noch stille steht,
Allein das Ziel strebt zu erreichen;
So geschieht es mir und meinesgleichen.
Das Seine fordert ein jeder Tag,
Sich keiner gedulden und warten mag.
Darüber werden aus Tagen Jahre,
Aus braunen werden graue Haare,
Man fängt erst an sich zu besinnen,
Wenn die kürzeren Tage beginnen.
Blickt man dann endlich um sich herum,
Sieht man mit Staunen, was ringsum
Ist aufgestiegen, sich hat gestaltet,
Ist entsprossen und ward entfaltet.

Es haben zwei einen Herd gegründet,
Darauf das Feuer angezündet;
Nicht lange hausen sie allein,
Gesellschafter stellen bald sich ein,
Die sich gar anspruchsvoll bekunden,
Kommen oft zu seltsamen Stunden,
Da man sonst Gäste nicht empfängt,
Überhaupt an Besuch nicht denkt,
Wenn sonst noch keiner im Hause wacht
Und noch kein Feuer ist angemacht.
Das ist ihnen ganz einerlei;
Nach Nahrung ist ihr erst Geschrei,
Danach sie viel andres noch verlangen
Von keiner Rücksicht und Scheu befangen.
Wenn sich nun eins an das andre reiht,
Das Haus wird zu enge mit der Zeit,
Es häuft sich allerhand Gerät,
Das einem gar oft im Wege steht.
Die Eltern müssen oft lange sinnen,
Wie sie notwendigen Platz gewinnen;
Beraten sich wie sie's machen wollen,
Wie die Betten sie stellen sollen,
Ein jedes an seinen rechten Ort,
Eines hier und das andre dort,
Dies nach der Länge, das in die Quer;
So überlegen sie hin und her,
Bis daß gelöst ist das Problem
Und jedes richtig steht und bequem. —

Wie immer mehr zunimmt die Schar,
Wird der Haushalt bunt und wunderbar.
Der Bilderbuchverbrauch steigt sehr,
Puppen liegen überall umher,
Waschleinen sind überall gespannt
Von der einen Wand zur andern Wand.
Der Milchmann läßt sich fleißig sehn,
Und die Dienstmädchen kommen und gehn
Wie die Sternschnuppen. Beständig klirrt
Porzellan, das zerbrochen wird.
Es bringt zum Glück jedwedes Kind
Etwas Gutes mit, so viel auch sind,
So daß des Guten viel kommt zusammen,
Wo viel Kinder dem Haus entstammen.
Nicht Erziehung nur fordern sie,
Heischen nicht Sorgen nur und Müh':
Sie erziehen auch das Elternpaar,
Machen dieses und das ihm klar,
Unterrichten die Mutter in der Geduld,
Stellen den Vater an sein Pult
Und halten ihn scharf zur Arbeit an,
Machen ihn zeigen, was er kann.
Muß er doch selbst in währendem Reimen
Kleine Tiere zusammenleimen,
Die sich ein Bein gebrochen han
Oder sonst Schaden sich getan.
Dazu kann froher Kinder Lachen
Unholde Stunden zu holden machen,
Ihr Schwatzen und ihr kindisch Spiel

Lehren die Eltern des Guten viel,
In Freud' nicht nur, sondern auch in Leid,
In guter und in der trüben Zeit,
Wenn manchmal unter schweren Sorgen
Es Abend wird und auch wieder Morgen.
In solch ein Haus, ein bettenreiches,
Kinderdurchwimmeltes, bienenkorbgleiches,
Ist unsere Hedwig nun gekommen,
Hat bei den andern Platz genommen.
Daß sie zu sieben hinzu sich fand,
Ein Achtel nur vom ganzen Bestand,
Darf ihr nicht leid tun, sie nicht gereuen,
Hat manchen Vorteils sich doch zu freuen:
Braucht nicht erst mühsam sich zu gewinnen
Gespielinnen und Erzieherinnen,
Sondern hat alles im Hause schon.
Eine sehr bevorzugte Person
Ist sie wahrlich, sogar zwei Paten
Sind im Hause, sie zu beraten
Und auf den Händen sie zu tragen,
Sie kann sich wahrlich nicht beklagen,
Die Hedwig Agnes Anna Marie.
Ihren lieben Paten empfehl' ich sie,
Von denen ich leider hier erschaue
Nur zwei Fräulein und eine Fraue.
Hätte gern sie alle sechs gesehn,
Das konnte nun leider nicht geschehn:
Unabkömmlich sind zwei und ein' ist krank.
Allen sechsen sag' ich von Herzen Dank,

Daß meine Botschaft sie angenommen,
Und heiße mit Freude sie willkommen
In dem schon recht weiten Patenkreis,
Von dem dies Haus zu erzählen weiß.
Mög' ihnen zur Lust dies Kind erblühn,
Dazu auch seien ihm verliehn
Mit den Namen, die es empfangen,
Tugenden, die an den Namen hangen,
Ihren Trägerinnen eigen sind,
Die erhalt' unser liebes Kind:
Sauberkeit und geschickte Hand,
Grades Urteil und klaren Verstand,
Ein Herz, das fromm ist und bescheiden,
Ein sanft Gemüt und Geduld im Leiden,
Dazu Gesundheit und Lebenskraft,
Fröhliches Wesen, das tüchtig schafft —
Wenn's angeht, auch ein leidlich Gesicht,
Das gefällt den Menschen und schadet nicht.
Nun aber ist es zu enden Zeit,
Denn leicht wird seinen Gästen leid,
Wer sie quält mit langen Gedichten,
Besonders zwischen zwei Gerichten.
Auch hab' ich zu sagen nur noch eins:
Lasset die Gläser jetzt voll Weins,
Vielwerte Gäste, uns erheben!
Des Kindes Paten, sie sollen leben!
Alles Gute woll' Gott ihnen geben.

Schriften von Johannes Trojan:

Hundert Kinderlieder. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Für gewöhnliche Leute. Hunderterlei in Versen und Prosa. 2. Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Von Einem zum Andern. Gesammelte Erzählungen. 2. Auflage. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Zwei Monat Festung. 5. Auflage. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Auf der anderen Seite. Streifzüge am Ontario-See. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Berliner Bilder. Hundert Momentaufnahmen. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Allen seinen Freunden und Verehrern hat Johannes Trojan mit diesen Berliner Bildern eine große Freude bereitet. Mit Recht nennt er sie Momentaufnahmen, denn sie halten in vorzüglicher Weise einen Punkt, eine Erscheinung, ein Geschehnis aus dem Leben und Treiben der Straße, aus den kleinen Leiden und Freuden des Hauses, aus dem Wechsel der Jahreszeiten fest. Bescheiden gibt er sich nur als Amateur-Photograph, aber wer es nicht schon wüßte, würde es bald beim Lesen merken, welch ein Künstler der Kleinkunst in ihm steckt. Durch die Schärfe und Frische ihrer Beobachtung, durch ihre Kürze und Abrundung sind diese Bilder kleine Kunstwerke eines echten Genremalers, die sich in ihrer Art neben denen unseres alten lieben Chodowiecki sehen lassen können. Aber es ist nicht die Kunst allein, die sie auszeichnet, noch mehr erfreut der Sonnenschein, der auf ihnen ruht, die Wärme eines fröhlichen und gütigen Gemüts, die von ihnen ausströmt. Hier gibt es weder eine weltschmerzliche Klage noch die ewige Nörgelei, die alles besser weiß und alles anders haben möchte, als es in dieser bedürftigen Welt nun einmal ist. Gewiß, unserm Freunde ist nichts Menschliches fremd, und er hat in einem langen Leben auch des Schmerzlichen und Bitteren genug erfahren, aber er hat sich dadurch den Humor und die optimistische Weltanschauung nicht trüben und zerstören lassen. Gerade weil er das Kleine sieht und schätzt, empfindet er den Sonnenstrahl, der auch in einen Keller fällt, um so wohliger. Diese liebevolle Schilderung der Kleinwelt und des Alltagslebens auf dem Hintergrund der Großstadt besitzt einen Reiz der Frische und der Lebensheiterkeit, dem sich kein Leser, mag er auch noch so geeicht im Pessimismus oder in der Großmannssucht sein, auf die Dauer zu entziehen vermag.

(Karl Frenzel in der Nationalzeitung.)